

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Baphomeths Totenwächter

Frankreich F 7,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140



Baphomeths Totenwächter

John Sinclair Nr. 470

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 07.07.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Baphomeths Totenwächter

Das Grauen schlich durch Paris.

Noch war davon nichts zu merken, hätte es jedoch jemand gegeben, der hinter die Dinge schauen konnte, er hätte es spüren müssen.

Das Grauen hatte sich zwar verkrochen, aber es war da. Es lauerte unter der Erde, in der Seine, in den Straßen, den Gassen, auf den Boulevards, in den Parks und auf den Friedhöfen.

Der Wind trug es vor sich her. Man wußte inzwischen, daß etwas Lebensbedrohendes unterwegs war. Etwas, das die Stadt übernehmen wollte.

Es war jedoch nicht zu greifen, noch nicht.

Es hatte auch viele Diener, und man hatte ihm auch einen Namen gegeben.

Der Evangelist Johannes hatte ebenso darüber geschrieben wie der große Nostradamus. Auch die Menschen der Gegenwart redeten davon, aber sie hielten sich noch mit offenen Äußerungen zurück.

Alle, die sich damit beschäftigten, wußten jedoch, was gemeint war.

Der Antichrist – oder Baphometh!

***

»Lies alles, was vorhergesagt wurde, streiche was sich bereits ereignet hat, das übrige wird noch geschehen…«

Diese Worte hatte einmal der Mönch Augustinus gesprochen. Sie waren von dem Mann wiederholt worden, den ich seit einiger Zeit kannte: Abbé Bloch. Er rief mich an und bat mich wieder einmal nach Paris zu kommen.

Abbé Bloch, Führer der Templer. Ein Warner, ein Mensch, der viel wußte, der die Vergangenheit durchforstet hatte, der noch immer forschte, um das große Unheil aufzuhalten.

»Und so steht es geschrieben, John: Wenn unsere Gruppe einmal vernichtet sein wird, wird Baphometh freie Bahn haben, die Menschen zu unterjochen und die Fahne des Antichrists über den Kirchtürmen wehen zu lassen.«

Es waren interessante Worte gewesen, die mich aus meiner vorweihnachtlichen Londoner Stimmung gerissen hatten. Der Abbé hatte nicht verlangt, daß ich nach Paris kam, aber mir waren die Zwischentöne nicht entgangen. Es mußte sich in der Stadt an der Seine etwas anbahnen, mit dem der Abbé allein nicht fertig wurde.

Schon unser letztes gemeinsames Abenteuer in Paris hatte uns die Augen für gewisse Dinge geöffnet, die zwar tief in der Vergangenheit lagen, aber für unsere Gegenwart sehr wichtig waren.

Wir hatten erlebt, wie man damals den Orden der Templer vernichten wollte und ihren Anführer hängte.

Ein Warnsignal, ein Ende und gleichzeitig ein Beginn für die Gruppe, die dem Teufel Baphometh diente und die vier apokalyptischen Reiter hinter sich wußte.

Jahrhunderte waren vergangen, das Mittelalter ging zu Ende, die Neuzeit begann, die beiden Gruppen der Templer waren zerschlagen, aber sie fanden wieder zueinander.

Was einmal so stark begonnen hatte und die Menschen in ihren geistigen Fesseln hielt, konnte nicht so einfach enden. Es sollte endlos sein, wie Himmel und Hölle.

Soweit der Abbé. Er hatte mir dies mit ernster Stimme erklärt, und ich sah keinen Grund, ihm nicht zu glauben.

»Aber was weißt du genau?« fragte ich ihn.

Wir saßen uns in einer kleinen Wohnung gegenüber. Das Haus lag am Ufer der Seine. Wenn das Fenster offenstand, hörten wir das Rauschen der Wellen und sahen hin und wieder Lichtreflexe, die über die Scheibe huschten.

»Man will mich töten, John.«

Ich lächelte schmal. Meine Finger umfaßten das Weinglas, in dem der frische Rotwein, ein Beaujolais wie Blut aussah. »Das weiß ich doch, mein Lieber.«

»Ja, aber jetzt ist es anders. Ich habe etwas gelesen, das mich stutzig werden ließ.«

»Und?«

Er lehnte sich zurück. Sein Gesicht verschwamm mit den Schatten der Dunkelheit. Die Lampe gab nur einen hellen Klecks ab. Sie brannte unweit des Tisches und leuchtete mehr die schmale Zimmertür an. Auf die Dielen des Fußbodens malte sie einen blassen Kreis.

»Es stand in einem alten Buch.«

»In welchem?«

Der Abbé strich über sein volles Haar. An manchen Stellen war es bereits grau geworden. Für einen Moment schloß er die Augen, so daß sein Gesicht den Ausdruck einer Totenmaske annahm. »Ich kann es dir nicht genau sagen, John, aber es geht die Sage um, daß Nostradamus es geschrieben hat.«

Ich horchte auf. »Du hast das Buch?«

»Ja und nein.«

»Wieso?«

»Mir gelang es, einige Seiten davon zu lesen. Sie befanden sich in einer Ausstellung über altes Schrifttum. In Toulouse habe ich dies gesehen. In der Schrift wurde darauf hingewiesen, daß derjenige sterben muß, der dem Neuen, dem noch einmal Geborenen, im Wege steht.«

Ich lächelte wieder. »Das ist alles sehr vage. Wie alles bei Nostradamus.«

Bloch nickte. »Ich weiß, John. Es ist vage, aber ich verstehe die Zeichen und unsichtbaren Botschaften zu lesen. Auch zwischen den Zeilen.«

»Ging der Text noch weiter?«

Der Abbé nahm einen Schluck Wein. »In der Tat wurde er fortgeführt. Nostradamus sprach vom schnellen Wasser, durch das er geschifft werden sollte, um gefunden und an Land gezogen zu werden. Sie würden wieder einen König bekommen und ihn aufziehen können. Verstehst du?«

»Bisher noch nicht.«

»Ich rede von Baphometh, von dem Neugeborenen, der durch das

Wasser getragen wird.«

Dieser eine Satz war trotzdem ein wenig viel auf einmal. Ich holte eine Zigarette aus der Schachtel. Gedankenverloren zündete ich sie an und schaute in die Flamme des Feuerzeugs, als könnte sie mir die Wahrheit erzählen.

»Das kann nicht angehen, Abbé.«

»Was spricht dagegen?«

»Die Tatsachen, Abbé, sprechen dagegen. Sie besitzen auch einen Namen. Vincent van Akkeren.«

»Das weiß ich.«

Ich sprach weiter. »Vincent van Akkeren bezeichnet sich als Stellvertreter Baphomeths. Er ist derjenige, der über die abtrünnigen Templer herrschen will. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, die zweite Gruppe, die echten Templer, zu vernichten. Wie könnte er es hinnehmen, daß es einen zweiten Baphometh gibt?«

»Er wird sich damit abfinden müssen.«

Ich wiegte den Kopf. »Machst du es dir da nicht zu einfach?«

Der Abbé schüttelte den Kopf. »Ich glaube Nostradamus. Er kannte sich aus, und er wird es nicht umsonst niedergeschrieben haben. Er wollte uns warnen, auf etwas hinweisen. Ich könnte mir vorstellen, daß van Akkeren und dieses Neugeborene unmittelbar etwas miteinander zu tun haben und sich vertragen werden.«

Ich fragte direkt. »Meinst du, daß van Akkeren ein Kind großziehen wird?«

»Ja.«

»Und wer ist die Mutter?«

Der Abbé hob die Schultern. »Sie muß eine Person sein, die einen sehr engen Kontakt zum Teufel gehabt hat oder ihn noch immer hat. Eine Hexe vielleicht.«

»Wie ich dich kenne, hast du Nachforschungen betrieben?«

»Natürlich.«

»Haben Sie etwas gebracht?«

»Nein.«

»Du vermutest nur?«

»Richtig.«

Ich trank, aß ein Stück Käse und nahm noch einen Schluck. Wir ließen uns beide Zeit, gewisse Dinge genau zu durchdenken. Der Abend und die folgende Nacht waren noch lang genug. »Bist du dir denn sicher, daß dieses Neugeborene heute noch erscheinen wird?«

»Ja, fast. Es treibt den Fluß hinab.«

»Muß damit unbedingt die Seine gemeint sein?«

»Das glaube ich nicht. Hier in Paris hat vieles begonnen, hier hat auch vieles geendet, ich glaube fest daran, daß es hier wieder einen neuen Anfang nehmen wird. Und ich bin ebenfalls davon überzeugt,

daß van Akkeren Bescheid weiß.«
»Du vermutest ihn in Paris?«
»Genau. Seine Helfer ebenfalls.«
»Die Reiter?«
»So schlimm es sich anhört, ja.«
Ich dachte nach. »Ist eine Zeit genannt worden?« fragte ich schließlich?
»Natürlich nicht. In der Prophezeiung hieß es, daß es dann stattfinden würde, wenn sich van Akkeren aufschwingt, den Thron Baphomeths zu übernehmen. Und das hat er getan. Wir haben in wenigen Tagen Weihnachten, John. Du weißt, was dies für die christliche Welt bedeutet. Ich kann mir gut vorstellen, daß die andere Seite einen Gegenpunkt setzen will. Wenn du eine andere Meinung hast, bitte, ich höre.«
»Nein, das kann ich nicht. Ich habe die Schriften nicht gelesen. Aber ich werde dir natürlich helfen.«
»Das wußte ich. Meine Freunde wissen ebenfalls Bescheid. Sie bewachen wichtige Uferregionen.« Er griff in die Tasche seines dunklen Mantels und holte ein Sprechfunkgerät hervor. »Du siehst, auch wir scheuen nicht vor den segensreichen Erfindungen der Technik zurück. Wenn etwas passiert, werde ich es erfahren.«
»Ja, das ist gut.«
Er ließ das Gerät wieder verschwinden, legte die Arme auf den Tisch, beugte sich vor und flüsterte: »Manchmal wünsche ich mir, John, daß ich mich geirrt habe.«
»Weshalb?«
»Weil ich den großen Schatten auf uns zukommen sehe. Er kann alles vernichten. Baphometh ist gefährlich.«
»Das weiß ich, Abbé. Dennoch ist er nur ein Drittel des Bösen. Die anderen beiden teilen sich Asmodis und Beelzebub.«
»Ist Baphometh nicht am aktivsten?«
»Das kann ich nicht sagen, es könnte sein.«
Wir redeten nicht mehr weiter, denn aus der Tasche klang ein Pfeifton. Das Gerät hatte sich gemeldet. Rasch holte der Abbé es hervor und schaltete es ein. Er meldete sich mit einem leisen »Ja?«
»Es tut sich etwas, Abbé.«
»Wo?«
Bloch bekam einen genauen Standort durchgegeben, bedankte sich, schaltete das Gerät aus, nicht ohne vorher angeordnet zu haben, daß auch die anderen Wächter gewarnt werden sollten. Danach schob er den Stuhl zurück und erhob sich.
»Wollen wir jetzt schon gehen?«
»Es ist besser. Wir sind näher am Geschehen.«
Er mußte es wissen. Ich leerte mein Glas und verließ hinter dem

Abbé das Zimmer. Er löschte noch das Licht, und es schien so, als hätte es uns niemals gegeben…

***

Umklammert vom Boulevard Peripherique und dem Boulevard Bessiere liegt das Hospital Bichat, eines der kleineren Krankenhäuser der Stadt. Wer hier lag und sich auskurierte, konnte sicher sein, auch gut behandelt zu werden.

Vom Straßenlärm war nichts zu hören. Die dicken Fenster hielten ihn ab, so daß die Kranken in ihrer Ruhe eingebettet wurden, die sie benötigten.

Ein kleiner Park umgab das Hospital, die Anfahrtswege besaßen direkte Verbindungen zu den breiten Straßen. Die einzelnen Häuser zeigten nicht unbedingt den seelenlosen Klinikcharakter, wie man ihn von den Einrichtungen für weniger Begüterte her kennt.

An diesem bewußten Abend besaß die Dunkelheit über Paris eine andere Farbe. Auch über dem Krankenhaus lag dieser graue Himmel, so daß selbst die Reflexe der zahlreichen Lichter eine fahle Farbe bekommen hatten und nicht richtig durchkamen. Weder Mond noch Sterne standen am Himmel, die Bäume im Park vor dem Krankenhaus wirkten im aus den Fenstern fallenden Licht wie gefrorene Schattenwesen.

Im Bichat Hospital wurde Tag und Nacht gearbeitet. Ärzte, Pfleger und Krankenschwestern schufteten in Schichten, manchmal auch übermüdet, aber diese Klinik litt nicht unter so starken Personalmangel wie andere.

Im Park war es finster.

Zwar brannten Laternen, doch diese Lichtflecken fielen nur sporadisch auf die grauen Asphaltwege und schufen dort helle, auseinanderlaufende Inseln.

Nur die Zufahrt für die Notaufnahme war hell erleuchtet, und auch am Haupteingang brannten die Lichter in einer wahren Fülle.

Die Seitenwege allerdings lagen im Dunkeln. Sie eigneten sich auch hervorragend als Verstecke und waren so breit, daß jemand mit dem Wagen hineinfahren konnte.

Wenn das Fahrzeug dazu noch eine dunkle Farbe besaß, war es kaum mehr auszumachen.

So wie der Mercedes, der dort lauerte. Menschen saßen zwar darin, nur konnten sie schlecht gesehen werden, weil die Scheiben erstens beschlagen und zweitens getönt waren.

Der Wagen parkte so, daß die Insassen schnell wieder starten konnten, aber ihr Zeil im Blickfeld behielten.

Es war eines der größeren Fenster im zweiten Stock des Krankenhauses. Die helen Rechtecke wirkten, wie mit der Rasierklinge

aus dem Mauerwerk herausgeschnitten. Wenn ein Mensch hinter dieser Milchglasscheibe vorbeiging, verzerrte sich sein Schatten. Er wirkte dann irgendwie monsterhaft.

Auf dieser Etage lag die Entbindungsstation, und dort wurde ebenfalls rund um die Uhr gearbeitet. Wer Geld hatte und etwas auf sich hielt, brachte sein Kind in dieser Klinik zur Welt. Wie Danielle Lagrande, die am frühen Abend mit starken Wehen eingeliefert worden war. Sie lag in einem Einzelzimmer, bezahlt hatte sie im voraus. Wer sie im Bett liegen sah, wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß diese Person etwas Außergewöhnliches getan hatte.

Sie war eine Buhlerin, eine Hexe, denn sie gehörte in die Reihe weiblicher Personen, die sich dem neuen Kult angeschlossen hatten und deren großes Vorbild, Lilith, die Große Mutter war, die Schöpferin aller Naturreligionen.

Aber nicht nur Lilith mußte man gehorchen, auch den Personen, die ihr nahestanden.

Das war der Teufel!

Er hatte sich ihr zugewandt, und sie hatte gehorcht. Jetzt war es soweit. Das Kind sollte zur Welt kommen, ihr aber sofort wieder abgenommen werden.

Es war ihr egal. Danielle wußte, daß sie nur Mittel zum Zweck war. Ihr Leben diente der Sache. Nach der Geburt hatte sie mit dem Kind nichts mehr zu tun.

Das Krankenzimmer lag nicht im Dunkeln. Eine kleine Lampe, die weiches Licht verbreitete, gab ihm eine Helligkeit. Danielle sah das Fenster, den Schrank, daneben die kleine Tür zur Dusche und Toilette, die Bilder an den Wänden, und sie spürte die Unruhe im Leib.

Danielle wußte nicht, wie es anderen Frauen erging, ob sie die gleichen Gefühle besaßen und die gleichen Dinge erlebten wie sie.

Das konnte sie sich einfach nicht vorstellen. Bei ihr mußte es anders sein, weil sie schon die Gedanken des Ungeborenen empfing.

Es waren schlimme, manchmal grausame Gedanken, die von einer finsteren, menschenfeindlichen Welt erzählten, die Danielle noch nie gesehen hatte, von der sie aber wußte, daß es sie gab. Der Teufel hatte ihr versprochen, sich ihr irgendwann zu offenbaren, auch die Große Mutter sollte sie als Lohn für ihre Tat zu sehen bekommen.

Darauf freute sie sich. Das ließ sie die starken Schmerzen der Wehen vergessen.

Sie lag auf dem Rücken und schaute gegen die Decke. Die Lampe malte dort einen hellen Flecken ab, ein Oval, in dem sie plötzlich ein Gesicht sah. Nur schattenhaft, aber sie konnte erkennen, daß es sich dabei um eine Fratze handelte.

War es der Teufel?

Danielles Gesicht wurde starr. Scharf spannte sich die Haut über den

Wangenknochen. Sie öffnete die Lippen und saugte den Atem ein. Gleichzeitig spürte sie den Herzschlag, der sich beschleunigt hatte, und sie entdeckte auch das Bild, das in dem hellen Kreis allmählich sichtbar wurde.

Es war ein Gesicht!

Sie konnte nicht erkennen, ob es zu einem Mädchen oder einem Jungen gehörte, aber sie wußte plötzlich mit hundertprozentiger Sicherheit, daß dieses Gesicht etwas mit ihr zu tun hatte.

Ja, es war das Kind, das sie trug!

Danielle dachte nicht darüber nach, wie es möglich war, daß sich sein Gesicht dort abzeichnete, sie spürte nur den starken Druck und auch den Schmerz der plötzlich einsetzenden Wehen, die jetzt überfallartig kamen.

Ihr Gesicht verzerrte sich. Nach wie vor schaute sie auf die gespenstische Erscheinung an der Decke.

Das Gesicht nahm einen anderen Ausdruck an. Obwohl es einem Baby gehörte, war dennoch der grausame und böse Ausdruck darin deutlich zu erkennen.

Ein Ausdruck, wie ihn auch der Teufel hätte haben können. Und das Gesicht gehörte einem Jungen!

Ihrem Jungen…

Danielle verzog die Lippen. Es sollte ein Lächeln werden, aber es wurde nur ein verzerrtes Grinsen. Sie spürte in ihren Augen das Tränenwasser, bekam Herzflattern und hatte das Gefühl, in einem Kreisel zu hocken, der mit ihr durch die fernen Welten der Galaxis flog.

Die plötzlichen Wehen waren wie ein Schwertstich. Sie zogen durch ihren Leib, schienen ihn aufreißen zu wollen, und das Gesicht über ihr verzerrte sich in einem noch größeren Triumph, während der Kopf gleichzeitig nickte.

Es war das Zeichen!

Das Böse in ihrem Leib wollte heraus, die Stunde der Geburt kündigte sich an.

Der Rufknopf lag neben ihr auf dem Bett. Danielle brauchte ihn nur zu drücken. Das war nicht mehr nötig. Als hätte das Personal ebenfalls eine geheime Botschaft bekommen, so öffnete sich plötzlich die Tür, und die Oberschwester betrat mit schnellen Schritten das Krankenzimmer.

Sie blieb nicht einmal für die Dauer von zwei Sekunden neben dem Bett stehen. Mit einem Blick sah sie, was los war. Die Frau stand kurz vor der Niederkunft.

Die Schwester schlug Alarm. – Hätte sie einen Blick zur Decke geworfen, dann hätte sie möglicherweise das Gesicht erkennen können, so aber lief alles seinen Gang. Danielle Lagrande wurde in

ihrem Bett aus dem Zimmer und in Richtung Kreißsaal geschoben.

Auf dem Weg dorthin kümmerte man sich bereits um sie. Ein grauer Schleier hatte sich vor ihr Blickfeld gelegt. Hin und wieder sah sie innerhalb des Schleiers Figuren tanzen, die ihr vorkamen, als wären sie mit widerlichen Teufelsköpfen besetzt.

Daß man sie in den Kreißsaal schob, merkte sie nicht mehr. Sie war in einen Zustand übergegangen, den man als Apathie bezeichnete. Wie aus unendlich weiter Ferne vernahm sie die Stimmen. Ein Mann sprach ebenso wie eine Frau. Medizinische Fachausdrücke flogen hin und her. Die Menschen arbeiteten schnell, aber sicher.

Viele Mütter erleben den eigentlichen Geburtsvorgang sehr bewußt, wenn auch unter Schmerzen.

Danielle nicht.

Sie hatte das Gefühl, von einer großen, schwarzen Wolke umfangen zu werden. Eingebettet lag sie da, während die Wolke von feurigen Händen getragen wurde.

Zeit wurde einfach bedeutungslos. Ob sie Minuten, Stunden oder Tage im Kreißsaal lag, bekam sie nicht mit, aber sie wurde irgendwann wieder sie selbst, schlug die Augen auf und sah über sich einen hellen Fleck. Und sie fühlte sich außergewöhnlich gut. Keine Schmerzen, kein Druck mehr, der sie plagte. Sie kam sich befreit vor.

Es war noch immer dunkel, also hatte sie nicht die Nacht über im Kreißsaal oder auf einer Intensivstation verbracht, sie war in ihrem Zimmer.

Danielle schaute auf die Uhr.

Zuerst wollte sie es nicht glauben, sah noch einmal nach, aber die Uhrzeit stimmte.

Die Frau mit den rotblonden, glatten Haaren dachte nach. Gegen acht Uhr hatte man sie in den Kreißsaal geschoben, daran konnte sie sich erinnern. Jetzt war es nicht einmal zwei Stunden später.

Unwahrscheinlich…

Sie drehte sich auf die Seite. Dabei stellte sie fest, daß sie ein frisches Nachthemd trug, und sie fühlte sich auch so stark, um sich hinsetzen zu können.

Fast schwungvoll richtete sich die Frau auf. Nur ein leichtes Schwindelgefühl war über sie gekommen, das aber sehr schnell wieder verschwand.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür. Wieder kam die Oberschwester, eine ältere Frau mit freundlichem Gesicht und buschigen Augenbrauen. Das Lächeln verschwand von ihren Lippen, als sie die Patientin auf der Bettkante sitzen sah.

»Um Himmels willen, Madame Lagrande. Sie können sich doch nicht hinsetzen!«

Etwas verstört schaute Danielle die Frau an. »Weshalb nicht?«

»Die Geburt liegt gerade mal eine Stunde zurück.«
»Und?«
»Nichts und.« Die beherzte Schwester trat dicht an Danielle heran, legte beide Hände auf deren Schultern und drückte sie zurück. »So, jetzt bleiben Sie liegen. Wissen Sie eigentlich, was da alles passieren kann?«
»Selbstverständlich.«
»Dann wundert es mich, daß Sie so gehandelt haben.«
Danielle lachte. »Ich bin nicht wie andere Frauen. Ich fühle mich blendend. Ich könnte dieses Krankenhaus auf der Stelle verlassen!«
»Das kommt überhaupt nicht in Frage. Sie bleiben so lange hier, wie wir es für richtig halten.«
»Meinen Sie?«
Das Lächeln der Patientin gefiel der Krankenschwester nicht. Es wirkte auf irgendeine Art und Weise falsch und hinterlistig. Sie trat einen Schritt zurück, und ihre Stimme klang spröde, als sie Antwort gab. »Wenn Sie mir nicht gehorchen, muß ich leider die Verantwortung ablehnen und den Arzt rufen.«
»Tun Sie das.«
Die Schwester verdrehte die Augen. »Bitte, seien Sie doch nicht so ungeduldig.«
»Das bin ich auch nicht.« Sie schaute auf die helle Decke und »malte« mit dem ausgestreckten Finger Kreise und Figuren darauf.
Plötzlich hob sie den Kopf wieder an und fragte: »Wie geht es eigentlich meinem Kind? Ist es gesund?«
»Ja…«
»Junge oder Mädchen?«
Die Krankenschwester räusperte sich. »Ein Junge.«
»Wie schön.«
»Sicher.«
»Wann darf ich ihn sehen?«
Die Schwester winkte ab. »Nun warten Sie erst einmal ab, Madame. Schlafen Sie sich aus…«
»Ich bin nicht müde.«
»Das kann ich mir nicht vorstellen. Wir werden morgen weiter über dieses Thema reden.«
»Nein, Schwester. Jede Frau, die ein Kind zur Welt bringt, hat das Recht, es auch zu sehen. Weshalb soll das bei mir anders sein?«
»Sie bekommen es ja zu Gesicht.«
Danielle richtete sich abermals auf. Diesmal tat die Schwester nichts. Sie erschrak nur unter dem kalten Blick dieser Augen und wünschte sich plötzlich weit fort. »Ich will es aber jetzt sehen, haben Sie verstanden? Jetzt und sofort.«
»Sicher.«

»Und weshalb enthalten Sie es mir vor?«
Die Schwester hob unbehaglich die Schultern. Sie arbeitete schon lange in der Klinik, drehte sich jetzt um und schaute gegen das Fenster, denn so etwas war ihr in den letzten Jahren noch nie passiert. »Ich will Ihnen eine Antwort geben. Ihr Kind ist gesund. Es ist sehr groß, fast schon so groß wie ein Einjähriger.«
»Dann ist ja alles in Ordnung. So etwas gibt es schließlich.«
»Ja, das kommt vor.«
»Und weshalb darf ich es dann nicht sehen?«
»Es gibt da gewisse Einschränkungen. Sie haben sich bestimmt auf das Kind gefreut und könnten ein wenig enttäuscht sein. Es hat«, die Schwester wischte ihre Handflächen am Kittel ab und atmete schneller. »Es hat eine Anomalie (Unregelmäßigkeit).«
»Mehr nicht?«
Scharf drehte sich die Frau um. »Mehr nicht, sagen Sie. Die Anomalie ist stark ausgeprägt.«
»Wie stark?«
»Das kann man schlecht erklären.« Die Schwester hob die Schultern. »Es ist jedenfalls der Kopf.«
Danielle lächelte weiter. »Ich möchte meinen Jungen trotzdem sehen. Mich kann nichts erschüttern.«
»Wie Sie meinen.«
»Dann komme ich am besten mit…«
»Nein, was denken Sie!? In Ihrem Zustand können Sie doch nicht laufen. Bleiben Sie um Himmels willen liegen. Sie dürfen sich nicht anstrengen, es könnte den Tod für Sie bedeuten!«
»So schlimm wird es schon nicht sein.«
»Ich hole Ihren Jungen.«
Danielle schaute sie scharf an. »Wenn dem Kind etwas passiert, geht dies auf Ihre Kappe.«
Die Schwester versteifte. »Ich bin lange genug in diesem Beruf. Sie brauchen mir nichts zu sagen.«
»Ich meinte auch nur.« Danielle kräuselte die Lippen und schaute der Schwester nach, wie sie das Krankenzimmer verließ und die Tür leise hinter sich schloß.
Danach legte sich die junge Mutter wieder zurück und begann zu lachen. Sie freute sich darüber, daß es geklappt hatte. Es war kein lautes Lachen, eher ein stilles, manchmal gluckendes, zwischendurch auch durch harte Klänge unterlegt. »Es hat geklappt. Es hat phantastisch geklappt. Besser hätte es überhaupt nicht laufen können.« Sie rieb ihre Hände. »Was der Teufel anpackt, das gelingt«, flüsterte sie und dachte auch an Lilith, die ihm dabei Hilfestellung gegeben hatte.
Danielle fühlte so etwas wie Stolz in sich hochkeimen. Viele ihrer

neuen Freundinnen hatten davon geträumt, aber ihr war es vergönnt gewesen, den Jungen zu gebären.

Einen Namen hatte sie sich nicht auszudenken brauchen. Er stand bereits fest.

Man wollte ihn Baphometh nennen. Vielleicht auch Baphometh II, das war noch nicht sicher. Jedenfalls hatte ein Mächtiger seine Hände im Spiel gehabt und es wie ein guter Regisseur geleitet.

So mußte es sein.

Die Welt würde sich verändern. Die Zeichen standen auf Sturm.

Und sie, Danielle Lagrande, war ein ungemein wichtiges Glied in dieser gewaltigen Kette gewesen.

Jetzt wartete sie. Da die Türen fast schalldicht schlossen, hörte sie auch nicht die Schritte auf dem Gang und wurde erst aufmerksam, als sich die Tür öffnete.

Die Schwester betrat den Raum.

Auf dem Arm hielt sie das Neugeborene. Ihre Haltung wirkte dabei befremdend. Bei normalen Kindern war es üblich, daß die Schwestern sie anlächelten, wenn sie die Winzlinge den Müttern brachte und sie auch an sich drückten.

Hier sah es so aus, als wollte die Frau das eingewickelte Wesen jeden Augenblick wegschleudern.

Danielle wartete, bis die Tür ins Schloß gefallen war, und sagte dann: »Kommen Sie ruhig näher. Ich möchte es mir gerne anschauen.«

»Ja, hier.« Die Schwester bückte sich. Sie legte das Neugeborene vor Danielle auf die Decke.

Die Mutter hatte sich aufgesetzt. Sie starrte das kleine Wesen an.

Nur das Gesicht schaute hervor und natürlich auch der Kopf.

Ein normaler Mensch wäre zutiefst erschreckt gewesen, nicht so die Mutter. Die Schwester beobachtete sie scharf, und sie sah, wie die Lippen der Frau zuckten.

Sie lächelte.

»Sehen Sie denn nicht das Gesicht und den Kopf?« fragte die Krankenschwester flüsternd.

»Doch, ich sehe es.«

Mehr erklärte Danielle Lagrande nicht, denn sie schaute sich das Gesicht genau an. Der Kopf war tatsächlich größer als der eines normalen Neugeborenen, und die Pupillen schimmerten rot! Die Gesichtsfarbe war Braungrau! Deutlich waren rechts und links der Stirn Beulen zu erkennen, die sich später zu Hörnern auswachsen sollten. Die Hörner waren das Zeichen des Teufels!

***

Es war still in dem Krankenzimmer geworden. Die Schwester wagte kaum zu atmen. Sie stand in einer verkrampften Haltung da, hatte mit

einem Schreikrampf der Mutter gerechnet und auch damit, daß sie dieses Kind nicht annehmen würde, aber das geschah nicht.

Das Gegenteil war der Fall, denn Danielle verzog die Lippen zu einem Lächeln.

Es sollte freundlich wirken, aber es war diabolisch, als würde aus ihr der Satan lachen.

Sie hob den Kopf und schaute die Schwester an, die sich unbehaglich bewegte. »Es… es tut mir leid, Madame, aber wir haben unser Möglichstes getan. Es ist …«

»Ihnen braucht doch nichts leid zu tun«, gab die Mutter flüsternd zurück. »Überhaupt nichts.«

»Sind Sie denn nicht geschockt?« Die Schwester kam einen kleinen Schritt näher.

»Nein.«

»Aber das Kind ist nicht normal. Es sieht furchtbar aus. Man kann Angst vor ihm bekommen.«

»Das soll man auch!« zischte Danielle plötzlich.

Jetzt verstand Schwester Claire überhaupt nichts mehr. Sie wußte einfach nicht, was sie noch sagen sollte. Deshalb wiederholte sie die Antwort der Mutter. Allerdings als Frage.

»Sicher.« Danielle nickte. »Sie haben vor kurzem eine historische Stunde erlebt. Sie wird von weltweiter Bedeutung sein, das können Sie mir glauben.«

»Was meinen Sie damit?«

»Ihn!«

Schwester Claire verstand noch immer nicht. Aber sie spürte, daß sich die Furcht und die Ungewißheit bei ihr zu einer bedrückenden Angst verdichteten. Das hier war nicht normal. Es war unheimlich, und sie kam sich plötzlich vor wie eingekesselt.

»Nun?« fragte Danielle.

Noch einmal riß sich die Oberschwester zusammen. »Das… das ist doch nicht normal.« Sie räusperte sich. »Entschuldigen Sie, wenn ich das so direkt sage. Aber das Kind, das Sie in den Armen halten, Madame, kommt mir vor wie ein kleiner Satansbraten. Ich habe mal den Film Rosemaries Baby gesehen. Er war einfach grauenhaft. Ich habe mir immer gewünscht, daß mir so etwas nie passieren würde, und ich habe mir eingeredet, daß es ja nur ein Film gewesen ist …«

»Ist es denn passiert?« fragte Danielle.

»Noch schlimmer!« hauchte die Schwester. »Ich komme mir noch schlimmer vor. Und ich bin nun dabei, das ist so grauenhaft. Darf ich Ihnen eine Frage stellen, Madame?«

»Bitte.«

»Wer ist der Vater?«

Danielle ließ sich Zeit mit der Antwort. Sie schaute zuerst das Kind

an, dann die Schwester. »Es ist der Teufel!«

Claire nickte. »Der Teufel, ja«, wiederholte sie. »Er ist der… wer ist der Vater?« schrie sie plötzlich, weil ihr erst jetzt die Bedeutung der Antwort bewußt geworden war.

»Der Teufel!«

Schwester Claire wechselte ihre Gesichtsfarbe. Sie wollte weg, aber sie konnte nicht. Statt dessen hob sie ihren rechten Arm und preßte die Hand gegen die Kehle.

Als sie sprach, hörten sich die Worte stockend an. »Das… das ist ja furchtbar.«

»Meine ich nicht.«

Claire schüttelte den Kopf. »Sie… sie haben doch gescherzt, nicht wahr? Das kann doch nicht wahr sein. Sie können mir nicht erzählen, daß dieses Kind den Teufel zum Vater hat. Ihn gibt es nicht.«

»Sie irren sich. Es gibt ihn. Ich habe von einer historischen Stunde gesprochen. Ich halte das Kind in den Armen, das die Herrschaft übernehmen wird. Die dunkle Zeit wird kommen, sie bricht an, und sie wird einen Gegenpol zu der anderen bilden. Das steht fest.«

Claire kam nicht mehr mit. Sie wollte auch nicht, schüttelte den Kopf und sagte: »Ich hole den Arzt!«

»Das werden Sie nicht!«

Die scharfe Antwort ließ sie zusammenzucken. Sie fürchtete sich nicht allein wegen der Worte, nein, etwas anderes war viel schlimmer. Gesprochen hatte nicht Danielle, sondern das Kind.

Claire starrte auf das Bett. Sie konnte in das Gesicht des Babys schauen.

Sie sah auch die schrecklichen roten Augen, deren Ausdruck sie an Tod und Vernichtung erinnerte.

Der Mund bewegte sich. Es waren schmale Lippen. Sie waren rauh und wirkten grau wie Felsen. Die nächsten Worte hörte sie als Zischen, aber sie betrafen sie direkt.

»Töte sie. Ich will, daß sie getötet wird, Mutter! Sie soll mein erstes Opfer sein!«

Im gleichen Moment ging das Licht aus!

***

Schwester Claire wußte im ersten Augenblick nicht, ob sie nur geträumt oder alles tatsächlich erlebt hatte. Sie stand bewegungslos in der Dunkelheit, und der Mordbefehl hallte noch in ihren Ohren nach. Sie konnte es nicht fassen, daß dieses Neugeborene einen so fürchterlichen Wunsch geäußert hatte.

Nur allmählich gewöhnten sich ihre Augen an die neuen Lichtverhältnisse. Wenn sie nach rechts schaute, sah sie den Umriß des Fensters. Blickte sie aber nach vorn, wo das Bett stand, in dem

Mutter und Kind lagen, überwog dort eines.
Das glühende Augenpaar!
Es starrte sie an und schien dabei nur sie anzublicken. Je länger sich die Blicke trafen, um so stärker geriet die Krankenschwester in den Bann des Bösen.
Ihr eigener Widerstand erlahmte. Irgend etwas schien die Seele aus ihrem Körper herausholen zu wollen, damit sie als Hülle langsam und qualvoll verging.
Wer konnte ihr helfen? Vor allen Dingen, wer würde es tun? Bestimmt nicht die Mutter, die ihr Kind sehr mochte, es in den Armen wog und dabei ein Lied summte.
»Das ist grauenhaft«, hauchte Claire. »Nein, das mache ich nicht mit.« Plötzlich hatte sie die Idee. Gedankenschnell schlug sie ein Kreuzzeichen, was dem Kind überhaupt nicht behagte, denn es gab einen wütenden Zischlaut von sich, bevor es den Kopf hob. Es sah aus, als wollte es jeden Augenblick aus dem Wickelkissen springen.
Aber Claire ging es besser. Das hastig geschlagene Kreuzzeichen hatte ihr etwas Mut gemacht. Dennoch wußte sie, daß die große Gefahr nicht vorbei war.
»Haben Sie gehört, was er gesagt hat?« erkundigte sich die Mutter mit leiser Stimme.
»Ja, das habe ich!«
»Sie werden den anderen Morgen nicht mehr erleben, das kann ich Ihnen versprechen. Baphometh will, daß Sie sterben, und sein Wille ist für mich Gesetz.«
»Nein, ich gehe jetzt.« Die Schwester streckte den rechten Arm aus, als sie zurückschritt. »Dieses Wesen kann mich nicht töten. Ich werde dafür sorgen, daß Sie und dieser kleine Bastard das Krankenhaus verlassen. Haben Sie gehört? Sie werden dieses Haus verlassen, und ich hole die Polizei. Man muß Sie einsperren. Sie sind eine Gefahr für die Menschheit, haben Sie gehört?«
»Das habe ich!«
»Dann gehe ich!« Claire drehte sich um. Sie wollte den Raum so rasch wie möglich verlassen, deshalb rannte sie auch auf die Tür zu.
Das Schicksal hatte sich gegen sie verschworen. Kurz bevor sie die Tür erreicht hatte, wurde diese von außen so heftig aufgestoßen, daß Claire nicht mehr ausweichen konnte.
Sie sah noch die Tür auf sich zufliegen und spürte einen Lidschlag später den harten Schlag an der Stirn. Vor ihren Augen blitzten Sterne auf. Claire merkte nicht, daß sie zurückwankte und sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Sie sackte zusammen, fiel zu Boden und blieb zwischen Tür und Fenster liegen.
Zwei Männer drangen in den Raum. Sie waren dunkel gekleidet.
Selbst die Gesichter hatten sie mit schwarzer Farbe geschminkt, aber

auf den Stirnen leuchtete das Symbol Baphomeths, ein kleiner Teufelskopf mit zwei Hörnern.

Sie bewegten sich geräuschlos, auch die Tür wurde lautlos geschlossen. Dann wandten sie sich dem Bett zu.

»Da ist es«, sagte der eine und schaute auf das Kind, das Danielle ihm zeigt.

»Ja, unser Fürst.«

»Nehmt es.«

Der zweite Mann griff so vorsichtig zu, als würde er wertvolles Porzellan transportieren. Danielle schwang sich herum, setzte sich auf und drehte sich dabei zur anderen Seite des Bettes hin. Dabei erklärte sie, was Baphometh verlangt hatte.

»Er will, daß die Frau stirbt.«

»So, will er das?«

Danielle stand auf und nickte.

Der Mann mit den leeren Händen drehte sich um und ging auf die Krankenschwester zu. Seine Hände blieben nicht lange leer. Er holte ein Messer hervor und richtete die Klinge nach unten.

In diesem Moment schlug Claire die Augen auf. In ihrem Kopf tobten noch immer die Schmerzen. Sie wußte nicht so recht, wie sie damit fertig werden sollte. Sie erkannte auch so gut wie nichts, nur einen kompakten Schatten und etwas Blankes davor.

Ein Messer!

Es war der letzte Gedanke in ihrem Leben, denn die Hand fuhr einmal herab und traf zielgenau.

Der Mörder richtete sich wieder auf. »Das wäre erledigt«, sagte er mit kalter Stimme und wandte sich an seinen Begleiter. »Sonst noch etwas?«

»Ja, du weißt schon.«

»Sicher.« Der Mörder lächelte und schaute dabei auf das Kind, bevor er sich in Bewegung setzte, das Messer nicht wegsteckte und um das Bett herumschritt.

Sein Ziel war Danielle Lagrande.

Er hatte noch nichts zu ihr gesagt, sie hatte auch keine Frage gestellt, nur die Tür des eingebauten Kleiderschranks geöffnet, um ihre Kleidung zu holen. Als sie sich drehte, wußte sie Bescheid. Im ersten Moment legte sich die Sperre vor ihr Gehirn. Sie schüttelte den Kopf, wollte es nicht glauben, aber der Mörder hob abermals seinen rechten Arm, so daß Danielle direkt auf die Klinge schaute.

»Ich auch?« fragte sie.

»Sicher. Du hast deine Pflicht getan. Hat man dir das nicht vorher gesagt?«

»Nein, ich…«

»Deine Uhr ist abgelaufen!« Er stach zu.

Danielle wollte noch etwas sagen. Sie kam nicht mehr dazu. Die Frau drückte sich vor, als wollte sie sich verbeugen. Sie preßte noch ihre Hände gegen den Magen, dann konnte sie sich nicht mehr halten, fiel zur Seite und blieb tot liegen.

Die beiden Männer nickten sich zu. »Hoch lebe Baphometh«, sagte der mit dem Kind auf den Armen.

»Hoch lebe der Fürst!«

Die beiden verließen das Zimmer. Es waren nur wenige Schritte bis zum Fahrstuhl. Der Gang war leer. Die abendliche relative Ruhe war in das Krankenhaus eingekehrt.

Ohne daß sie gesehen wurden, fuhren sie mit dem Lift nach unten, und niemand hielt sie auf.

Sie kamen auch am Nachtportier vorbei, der erst aufmerksam wurde, als sich die beiden Männer schon im Park befanden.

Der dort stehende Wagen setzte sich langsam in Bewegung. Er fuhr ihnen entgegen, hielt, sie stiegen ein und fuhren davon…

***

Ich kannte die Pariser Nächte inzwischen und mußte zugeben, daß sie mich jeweils eigenartig berührten. Das hier war anders als bei mir in London.

Möglicherweise lag es am Ruf, den diese Stadt genoß. Er war nach wie vor einmalig. Paris ließ sich auch von anderen europäischen Hauptstädten nicht so einfach den Rang ablaufen.

Wir hatten das Haus an der Seite verlassen und blieben in der schmalen Gasse stehen.

Der Abbé war vorsichtig. Ehe er sich in Bewegung setzte, schaute er sich um und vergaß auch nicht, sich die gegenüberliegende Seite der Straße anzusehen, wo die Fronten der schmalbrüstigen Häuser ebenfalls dicht an dicht standen.

Hier wohnten Menschen, die nicht viel Geld hatten. Hier war Paris noch echt, sagte man.

Hinter einigen Fenstern brannte Licht. Der Schein fiel durch die Rechtecke oder Kreise und schien sich an der Hauswand festgeklammert zu haben. Zum Fluß hin trennte uns noch der breite Quai L'Hôtel de Ville.

Der Abbé hatte auch einen Parkplatz für seinen Wagen gefunden.

Er fuhr einen alten R4, dessen Farbe nicht mehr festzustellen war.

Auch zeigte das Auto zahlreiche Beulen, für Paris aber nichts Ungewöhnliches. Die Franzosen sehen dies nicht so eng.

Die Lücke war schmal. Bevor der Abbé aufschloß, sah er sich noch einmal um.

Auf der Straße befand sich niemand.

Nur in einer Hausecke drückte sich ein Pärchen herum und tat das,

was ich jetzt auch lieber getan hätte. Aber man kann nicht alles haben.

Bloch stieg ein und öffnete mir die Beifahrertür. Ich klemmte mich in den engen Wagen und schnallte mich an. Die Türen hatten wir leise zugezogen.

»Wohin fahren wir eigentlich?« fragte ich und hatte meine Stimme unwillkürlich gesenkt.

»Wir müssen zum Fluß.«

»In der Nähe sind wir ja schon.«

Der Abbé nickte. »Da hast du recht, John, aber wir müssen bis dicht an das Ufer, und zwar in die Nähe einer bestimmten Brücke. Da muß es vorbeitreiben.«

»Ist das weit?«

»Nein.«

Endlich startete der Abbé. Ich schrak zusammen, als der Motor losorgelte. Er war auch nicht lauter als andere C4-Motoren, nur in der Stille der Nacht wirkte es störend.

Bloch bewies, daß er Auto fahren konnte, denn er rangierte geschickt aus der Parklücke. Über das holprige Pflaster der Straße huschten wir hinweg. Die Scheinwerfer gaben nur einen schmalen Lichtfluß. Wir blieben in dem Straßenwirrwarr am nördlichen Steinufer. Wer sich hier auskannte, mußte wirklich in Paris geboren sein oder zumindest seit zwanzig Jahren hier leben.

Eine Großstadt kann auch dunkel sein, das merkten wir. Und die Straßen waren ebenfalls nicht so leer, wie wir angenommen hatten.

Nur im letzten Augenblick sahen wir die düsteren Gestalten, die sich mitten auf der Fahrbahn aufhielten und nur widerwillig zur Seite traten, als wir uns ihnen näherten.

Der Abbé war sehr schweigsam. Ich stellte auch keine Fragen. Hin und wieder, wenn Licht in unseren Wagen fiel, warf ich ihm einen Blick zu und sah sein angespanntes Gesicht.

Bloch hatte es nicht leicht. Er war ein Rufer in der Weite der Wüste, gleichzeitig ein Sucher nach einem verlorenen Erbe und auch ein Gejagter. Als sich die Templer in zwei Gruppen teilten, da war das Haß bereits gesät worden.

Unvergessen war in meiner Erinnerung der 18. März 1314. Durch eine Zeitreise hatte ich erleben können, wie der große Anführer der damaligen Templer, Jaques Bernerad de Lolay auf der Ile de la Cite zur Hinrichtung geführt wurde. Er und zwei seiner Getreuen starben einen schrecklichen Tod, das war damals das offizielle Ende des Ordens gewesen.

Aber man irrte sich.

Die drei Großmeister hatten zu viele ihrer Geheimnisse mit ins Grab genommen. In den folgenden Jahren zeigte sich, welche Fehler Philipp

der Schöne damals gemacht hatte, als er diese drei Männer hinrichten ließ.

Von den Schätzen des Ordens hatten er und der Papst, bei dem er sich Rückendeckung geholt hatte, kaum etwas gesehen, aber die Templer waren nun endgültig gespalten.

Viele hatten den Tod gefunden, aber zahlreichen unter ihnen war auch die Flucht gelungen.

Sowohl den Templern, die noch ihre alten Ideale verfolgten, als auch der Gruppe, die sich schon vorher dem Teufel Baphometh zugewandt hatte und ihn anbetete.

Die eine Gruppe jagte die andere, denn die Baphometh-Diener wußten, daß ihnen die Männer um Abbé Bloch gefährlich werden konnten.

In diesen Kreislauf war ich hineingeraten, denn einer meiner Vorfahren hatte ebenfalls zu den Templern gehört.

Hector de Valois!

Er war praktisch in mir wiedergeboren, und uns verknüpfte der Faden des Schicksals. Gerissen war er bisher noch nicht. Ich hoffte, daß dies auch so bleiben würde.

Die Ile de la Cite gab es noch immer. Sie war durch mehrere Bogenbrücken mit den Ufern verbunden, aber sie war heute nicht unser Ziel.

Am Quai de la Papee bogen wir ab. Nicht weit entfernt lagen zwei große Bahnhöfe. Auf unserer Seite, die ihre helle Flut in die Nacht hinausschickten.

Vor uns tauchte eine Kurve auf. Sehr eng war sie, und der R4 neigte sich beträchtlich, aber er kippte nicht um. Wir fuhren auf dem direkten Weg zum Fluß.

Schon jetzt sahen wir eine Brücke. Sie war aus Stein gebaut, und ich fragte den Abbé noch einmal. »Ist sie unser Ziel?«

»Ja.«

»Wie heißt die Brücke?«

»Pont d'Austerlitz.«

Der Abbé suchte bereits einen Parkplatz. Es gab keine offiziellen oder öffentlichen, aber der Streifen zwischen dem Ufer-Boulevard und dem Fluß war breit genug, um dort den Wagen abstellen zu können. Die Reifen wühlten sich durch nasses, weiches Gras. Der Abbé rollte so nahe wie möglich an die Brücke heran und auch sehr dicht an die Uferbefestigung, so daß ich ein komisches Gefühl beim Aussteigen bekam, denn mein Blick fiel sofort auf das Wasser.

Es war dunkel und strömte gurgelnd dahin. Ein Bad hätte ich darin nicht nehmen wollen.

Von beiden Seiten huschten die Wagen über die Brücke. Wir sahen die Lichtkegel ihrer Scheinwerfer durch die Dunkelheit geistern.

Abbé Bloch hatte es eilig. Er ging noch vor mir her. Sein Mantel stand offen und flatterte im Wind. Die Seine roch wie die Themse.

Genauso schlimm.

In der Nacht herrschte auf dem Wasser kaum Schiffsverkehr.

Wenn Boote fuhren, gehörten sie zumeist zur Einsatzreserve der Flußpolizei.

Der Abbé war im Schatten eines, steinernen Brückenträgers stehengeblieben und starrte stromaufwärts. Seine Hände hielt er in den Manteltaschen vergraben. Auch jetzt sprach er nicht. Ich hätte gern gewußt, mit welchen Gedanken er sich beschäftigte, fragte aber nicht und holte zunächst einmal eine Zigarette aus der Schachtel.

Die Flamme des Feuerzeugs schirmte ich mit der hohlen Hand ab.

Obwohl mir der Abbé den Rücken zudrehte, hatte er etwas bemerkt und wandte den Kopf.

»Man wird den Glühpunkt sehen können.«

»Keine Sorge, ich decke ihn ab.«

Er nickte.

Zwei Minuten vergingen. Ich nahm hin und wieder einen Zug und warf die halbaufgerauchte Zigarette dann zu Boden. Mit dem Absatz zertrat ich die Glut.

Noch eine Stunde bis Mitternacht. Wir verließen uns darauf, daß Baphometh vorbeitreiben würde. Aber die Seine ist breit. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß man einen Gegenstand vom Ufer einfach aus dem Wasser holte. Wenigstens nicht ohne Hilfsmittel.

Wahrscheinlich hatte der Abbé dennoch einen entsprechenden Plan. Ich wollte ihn danach fragen, dazu kam es nicht mehr, denn das Sprechgerät in seiner Tasche meldete sich.

Sofort gab der Abbé Antwort. Ich hörte nicht, was gesprochen wurde, aber mein Templer-Freund nickte zufrieden, als er das Gerät wieder wegsteckte.

»Es ist gleich soweit.«

»Wieso?«

»Der Gegenstand treibt durch das Wasser. Er muß unseren Punkt bald erreicht haben.«

»Du willst ihn also holen?«

»Sicher.«

»Wie denn?«

Er schaute mich kurz an. Ein spärliches Lächeln lag auf seinen schmalen Lippen. »So ganz unvorbereitet, wie du vielleicht angenommen hast, bin ich auch nicht. Komm mit.«

Ich hob die Schultern und folgte ihm. Nach drei Schritten schon hatten wir die steinerne Uferbefestigung erreicht. Unter uns klatschten die Wellen im ewigen Rhythmus dagegen.

Der Abbé vor mir wurde plötzlich kleiner. Er war nicht gefallen.

Mit zielsicherem Tritt hatte er die erste Stufe einer Treppe gefunden, die ihn direkt zum Wasser führte.

Die Stufen schimmerten trotz des dunklen Gesteins feucht. Sie waren auch glatt. Hier und da wuchs Moos. Ein Geländer gab es nicht. Man konnte den Eindruck bekommen, direkt ins Wasser zu steigen. Das blieb mir erspart, denn am Ende der Treppe, noch immer im Schatten des breiten, wuchtigen Brückenpfeilers, befand sich eine kleine Plattform aus Steinen, die bei Hochwasser sicherlich überflutet wurde, jetzt aber freilag.

Sehr groß war diese Insel aus Quadersteinen nicht. Sie reichte allerdings aus, um den Ruderkahn aufnehmen zu können, der dort stand und auf uns wartete.

Der Abbé zwinkerte mir zu.

Ich nickte anerkennend. »Gut vorbereitet, das muß man dir lassen, mein Freund.«

»Ja, wir wußten, was auf uns zukommt. Hilf mir mal mit, den Kahn ins Wasser zu schieben.«

Es war ein Kinderspiel. Der Abbé stieg als erster ein. Ich folgte mit einem kleinen Sprung, wobei der Kahn ins Wanken geriet.

Bloch ging zum Bug vor und sagte:

»John, du bist jünger. Wenn du so freundlich wärst, die Ruder zu nehmen.«

»Okay, okay, brich dir nur keinen ab.« Ich packte die beiden Ruderstangen und tauchte die Blätter ins Wasser. Es war nicht so einfach, vom Ufer wegzukommen, weil in diesem sanften Bogen die Strömung alles zum Ufer trieb.

Der Abbé unterstützte mich nicht, während ich ruderte. Er war mit einer anderen Aufgabe beschäftigt. Die beiden Alustangen waren mir schon beim Betreten des Kahns aufgefallen. Bloch hatte eine von ihnen in die Hand genommen und zog sie plötzlich teleskopartig auseinander, so daß sie sich auf das Dreifache verlängerten. An der Spitze sah ich den Halbkreis eines Stahlhakens, der wie ein Greiffinger wirkte. Damit konnte man Gegenstände aus dem Wasser holen.

»Das nenne ich eine gute Arbeitsteilung«, sagte ich. »Jetzt brauchst du mir nur noch zu sagen, wohin ich rudern soll, dann ist alles in Butter.«

»Erst einmal auf die Mitte des Flusses, und sieh bitte zu, daß wir uns im Schatten der Brücke halten und nicht zu weit abgetrieben werden.«

»Aye, aye, Sir.«

Bloch ging auf meine etwas lockere Art nicht ein. Er legte die Stange halb ausgefahren wieder zurück ins Boot, griff unter seinen Mantel und holte eine Waffe hervor, die ich schon einmal bei ihm gesehen hatte, als wir das Grab Hector de Valois' fanden und der Abbé zusammen mit seinen Freunden die Werwölfe erledigte.

Es war ein silberner Pfahl!

Bloch bemerkte meinen verwunderten Blick. Bevor ich eine Frage stellen konnte, gab er mir schon die Antwort. »Ich werde ihn wahrscheinlich für Baphometh gebrauchen.«

»Du willst ihn sofort töten?«

»Ja.«

»Ist der Pfahl stark genug?«

»Das hoffe ich. Wenn nicht, John, wird es noch eine andere Möglichkeit geben.«

»Mein Kreuz?«

»Ja. Du weißt, daß wir keinen Urlaub machen. Ich hatte bestimmte Gründe, dich nach Paris zu holen. Falls wir Baphometh finden, müssen wir ihn vernichten.«

»Und wo könnte er jetzt sein?«

Bloch dachte einen Moment nach, während ich gegen die Strömung ankämpfte. »Meinen Berechnungen und Informationen zu Folge müßte der Gegenstand die Ile de la Cite bereits passiert haben.«

»Dann wäre er bald hier.«

»Ja.«

»Hast du denn erfahren können, worin das Kind, das Baphometh sein soll, liegt?«

Er schüttelte den Kopf. »Weshalb diese Zweifel, John? Es ist Baphometh!«

»Okay, meinetwegen. Damit hast du meine Frage noch nicht beantwortet.«

»Er wird in einem Sarg liegen. In einem weißen Kindersarg aus Holz.«

Ich starrte ihn an und vergaß das Rudern. Es hatte sich schaurig angehört. Mit Särgen hatte ich oft genug zu tun gehabt, ich verspürte kaum eine Gänsehaut, wenn ich einen sah. Aber bei weißen Särgen ist das immer etwas anderes.

Ich ruderte weiter. »Wenn du das sagst.«

»Ich habe es übermittelt bekommen.«

»Und weshalb sollen wir ihm auf einem Fluß begegnen?« erkundigte ich mich.

»Das kann ich dir sagen. Weil das Wasser Leben bedeutet. Dabei spielt es keine Rolle, ob dieses Leben als schwarz- oder weißmagisch bezeichnet wird.«

»Wer sagt es?«

»Aus den Schriften des Nostradamus habe ich dies entnommen«, erwiderte er.

»Du vertraust ihnen?«

»Völlig.«

»Ich wundere mich nur, daß van Akkeren noch nicht lauert und uns

erledigen will.«

Mein Gegenüber nickte. »Auch darüber habe ich mir Gedanken gemacht und bin zu dem Ergebnis gekommen, daß er gar nicht so ohne weiteres lauern kann. Der Sarg und sein Inhalt müssen eine bestimmte Strecke auf dem Wasser zurücklegen, erst dann sind die Voraussetzungen erfüllt. Wir brauchen uns deshalb also keine zu großen Sorgen zu machen.«

»Das habe ich nicht gewußt.«

Der Abbé lächelte. »Du kannst dich auf mich verlassen. Nur würde ich dich bitten, wieder die Ruder in die Hände zu nehmen, wir treiben sonst zu weit ab.«

»Klar.«

Ich hatte zu tun, um den Kahn wieder unter die Brücke zu kommen. Allerdings befanden wir uns noch nicht auf der Mitte des Flusses, sondern näher am Ufer.

Der Abbé war mit allem ausgerüstet. Den Silberpflock hatte er wieder weggesteckt, dafür holte er einen anderen Gegenstand aus den unergründlichen Taschen seines Mantels hervor. Er hob ihn an und hielt das Nachtsichtglas vor die Augen. Mit wenigen Drehungen an beiden Seiten stellte er noch die Optik ein und nickte zufrieden.

»Kannst du etwas sehen?« fragte ich ihn.

»Leider nicht.«

»Ich rudere zur Mitte.« Da der Abbé nicht widersprach, setzte ich mein Vorhaben in die Tat um und kam auch gut durch, obwohl ich mich dabei anstrengen mußte.

Es war kalt auf dem Fluß. Besonders unter der Brücke zog der Wind her und blies in meinen Nacken. Mit der Strömung näherte sich ein Schiff. Es war normal beleuchtet, und der Abbé ließ sein Glas sinken, bevor er sich umdrehte.

»Rudere in den Schatten des Trägers, John. Ich möchte nicht, daß uns die Polizei entdeckt.«

»Wird gemacht.«

Abermals strengte ich mich an. Ich spürte bereits das Ziehen in meinen Armen und den Schultergelenken. Da Arbeit bekanntlich nicht schändet, machte ich weiter und erreichte auch sehr bald die dunkle Zone unterhalb der Brücke.

Das Boot befand sich auf einer normalen Patrouillenfahrt, bei einem Einsatz wäre es schneller gefahren und hätte zudem das Blaulicht eingesetzt. Das Boot passierte uns. Niemand schien uns zur Kenntnis genommen zu haben. Ich ruderte wieder zur Strommitte.

Der Abbé lächelte. »Ich hoffe, wir werden nicht noch einmal gestört.«

»Das wäre günstig.« Ich arbeitete wieder gegen die Strömung und störte mich nicht an dem Mief, der über dem Strom hing. Der Abbé holte abermals das Glas hervor. Er hatte sich hingekniet, weil er so

besseren Halt fand.

Nach einigen Sekunden sagte er: »Ich glaube, da kommt etwas auf uns zu.«

»Der Sarg?«

Er hob die Schultern. »Das ist nicht genau zu erkennen, aber die Wellen spielen mit einem Gegenstand.«

»Hell oder dunkel?«

Bloch ließ sich mit der Antwort Zeit. »Eher hell, das könnte der Sarg sein.« Er atmete so laut aus, daß ich es sogar hörte. »Es wäre wirklich ein Ding, wenn wir so ein Glück hätten.«

»Das meine ich auch.«

Der Abbé hatte es durch ein Glas besser. Ich sah den Gegenstand noch nicht und richtete mich nach den Anordnungen des Templers, der mich dirigierte.

Mal auf die Mitte des Flusses zu, dann wieder mehr zum Ufer, denn der Gegenstand änderte mehrmals seinen Kurs, wie mir mein Freund erklärte.

Die Wellen trieben ihn mal nach rechts, dann wieder nach links, überspülten ihn, drehten ihn, drückten ihn dem Grund entgegen und schafften ihn wieder hoch.

Sogar ich erkannte ihn jetzt, obwohl nur wenige Lichtreflexe über die Fläche huschten.

»Wenn das kein Kindersarg ist, heiße ich ab morgen Charlie Chaplin.«

»Du kannst deinen Namen behalten, John, er ist es.« Der Abbé ließ das Glas verschwinden. Mit seiner Ruhe war es jetzt vorbei, denn er packte eine der Stangen und fuhr sie aus. »Vielleicht mußt du noch die zweite nehmen, mal sehen.«

»Ich bin bereit.«

Wir schauten dem heranwogenden weißen Sarg entgegen. Einmal geriet er in einen Strudel, da hatte es den Anschein, als würde er sich hochkant aufrichten, dann kippte er wieder nach vorn, und Wellen schlugen über ihm zusammen.

Ich schätzte die Entfernung ab. Nicht mehr als zwanzig Meter wühlte er sich vor uns durch das Wasser. Wenn wir so blieben, würde er steuerbord an uns vorbeitreiben. Ob die Länge der Stange da ausreichte, war fraglich. Ich ruderte in die entsprechende Richtung, um möglichst nahe an den Sarg herankommen zu können.

Der Abbé nickte mir zu. Er kniete noch immer, schaute nach backbord und hielt die Greifstange mit beiden Händen umklammert. Sie ragte weit über den Rand des Bootes hinaus und schwebte über dem Wasser wie eine lange Teleskop-Angel.

Der Sarg trieb doch schneller, als wir es angenommen hatten. Zu rudern brauchte ich nicht mehr, die Entfernung stimmte. Wir würden

ihn zu packen bekommen. Ich holte die zweite Stange, schob sie bis zu ihrer vollen Länge aus und setzte mich auf die Planken.

»Das sieht gut aus«, sagte der Abbé.

Der Sarg glitt heran. Mit dem Oberteil schaute er aus dem Wasser.

Wir konnten mit den Haken über den Sarg hinweggreifen und würden ihn an der anderen Seite zu packen kriegen.

»Jetzt!«

Ich richtete mich nach Blochs Anweisungen. Gemeinsam ließen wir die Stangen sinken. Die halbrunden Haken griffen zu wie die Klauen eines Raubvogels. Und sie krallten sich so fest, daß auch die Strömung es nicht schaffte, den Sarg aus diesen beiden Klammergriffen zu lösen.

»Wir haben ihn!« rief der Abbé. Er lachte laut. »Darauf habe ich gewartet.«

Noch hatten wir den Sarg aber nicht an Bord. Die Strömung wollte ihn nicht hergeben. Das Wasser bestand plötzlich aus Leim.

Fast wäre ich noch mit meinem Haken abgerutscht. Der Sarg drehte sich unter unseren Zügen, und wir schafften es, ihn näher an unseren Kahn heranzuziehen. Nur noch wenige Sekunden, dann stieß er gegen die Bordwand.

Ich atmete auf, als ich dieses Geräusch hörte. Ich ließ meine Stange los und griff mit beiden Händen in das winterkalte Wasser der Seine. Es war wirklich eisig. Da ich mich vorgebeugt hatte, um den Sarg auch unterfassen zu können, spritzte mir Wasser ins Gesicht, so daß ich mich schütteln mußte. »Hast du ihn, John?«

»Ja.«

»Dann hoch damit!«

Der Abbé unterstützte mich. Gemeinsam hievten wir ihn hoch.

Über die schmale Relingkante rutschte er hinweg, so daß er zwischen uns auf die Planken polterte, das Boot stark schaukelte, sich aber wieder fing.

Er stand zwischen uns. Auch Bloch war im Gesicht naß geworden. Er wischte die Spritzer weg. Seine Augen leuchteten, der Mund zuckte. »John, wir haben ihn!«

»Das sehe ich. Und jetzt?«

»Wir werden ihn noch nicht öffnen. Ich muß den anderen Bescheid geben, damit sie kommen. Wir müssen ihn verstecken. Rudere wieder zur Plattform zurück.«

Das war die beste Möglichkeit, die es gab. Also legte ich mich wieder in die Riemen, auch wenn meine Schultern schmerzten. Gelobt sei, was hart macht.

Der Abbé schob die Stangen zusammen und legte sie weg. Er hatte die Hände geballt und starrte auf den nassen, weißen Kindersarg. Dabei schüttelte er den Kopf.

»Was hast du?«

»John, wenn ich bedenke, wer darin liegt und wenn ich weiter darüber nachdenke, was geschehen wäre, wenn er es geschafft hätte… mir wird ganz heiß. Natürlich im Verein mit deinem Freund van Akkeren.«

»Noch ist der Sarg nicht offen. Wir wissen nicht, ob Baphometh darin liegt.«

Bloch schlug mit der flachen Hand auf den Deckel. »Und ob, mein Lieber, und ob.«

Der Templer konnte es kaum erwarten, das Ufer zu erreichen. Ich tat mein Bestes, aber das Wasser war stark. Es schien uns zurückhalten zu wollen.

Über unseren Köpfen sahen wir das breite Unterteil der Brücke wie einen gewaltigen, unheimlich wirkenden breiten Schatten, der auch die Oberfläche verdunkelte.

Der Fluß war leer. Ich sah kein weiteres Boot. Wir schienen unseren Gegnern tatsächlich zuvorgekommen zu sein.

Die Wellen schoben uns näher an die Plattform aus Stein. Um uns besser halten zu können, nahm der Abbé wieder die Stange zu Hilfe.

Er brauchte sie nicht auseinanderzuziehen. Auch bei normaler Länge schaffte es der Haken, sich in eine Lücke zwischen zwei Steinen so festzuklammern, daß wir das Boot bis direkt an die Uferbefestigung heranziehen konnten.

Der Ausstieg war danach ein Kinderspiel. Mein Freund Bloch verließ das Boot zuerst. Ich packte den Sarg, hievte ihn an, Bloch nahm ihn an der anderen Seite entgegen und schob ihn aufs Trockene.

Dann verließ ich das Boot.

Bevor es abtreiben konnte, bückte ich mich und holte es auf die Plattform.

Der Templer untersuchte bereits die Verschlüsse des Sargs. Sie befanden sich an den Seiten.

»Und?« fragte ich.

»Sieht ziemlich kompliziert aus. Da sind sogar Schlösser, John.«

Ich schaute ebenfalls nach. Leider hatte sich der Abbé nicht geirrt.

»Den kriegen wir ohne Werkzeug nicht auf.«

»Hast du welches?«

Ich nickte. »Was glaubst du, wozu Stangen mit Haken alles gut sind?«

Bloch rieb seine Hände. »Das, mein Lieber, ist die Idee.«

Wir packten beide mit an. An zwei verschiedenen Seiten drückten wir die Haken in die Schlitze zwischen Ober- und Unterteil. Die Hebelwirkung reichte aus, um das Holz anzuknacken. Beim zweiten und dritten Versuch splitterte es, dann hatten wir es geschafft.

Der Deckel hob sich.

Plötzlich war der Abbé in seinem Element. Er faßte mit den Händen nach, stemmte so lange, bis er es geschafft hatte, den Deckel an seiner

Seite ein Stück in die Höhe zu bekommen, so daß ein Spalt entstanden war, in den der kühle Wind pfeifen konnte.

Ich drückte noch einmal den Haken dazwischen, nahm auch die Hände zu Hilfe und hätte vor Freude fast gelacht, als mit einem letzten Knacken der weiße Sargdeckel absprang.

Abbé Bloch sprang in die Höhe. »Da ist er!« schrie er und deutete auf den Inhalt.

Ich saß sehr ruhig vor dem Sarg. Auch mich hatte die Überraschung getroffen. Bisher war ich noch von einer Theorie ausgegangen, die sich der Abbé zurechtgelegt hatte.

Das stimmte nicht.

Das Unterteil der aus weißem Holz hergestellten Totenkiste war mit schwarzem Samt ausgelegt.

Darauf lag das Kind!

Zwar noch ein Baby, aber ungewöhnlich groß für ein Neugeborenes. Ein nackter Körper lag vor mir. Die Haut war graubraun.

Baphometh, der Kind-Teufel, besaß Arme, Beine, Hände und Füße.

Alles völlig normal. Auch ein Kopf wuchs aus den Schultern.

Größer als bei einem normalen Kind. Das Gesicht zeigte keinen kindlichen Ausdruck. Es wirkte irgendwie verzerrt. Und auf der überdurchschnittlich breiten Stirn sah ich die beiden Beulen, an deren Enden die Haut dünn wuchs, so daß sie aussah, als wollte sie jeden Moment aufplatzen.

Um besser sehen zu können, nahm ich die kleine Lampe hervor und ließ den Strahl über das Gesicht gleiten.

Diese Tatsache schien so etwas wie eine Initialzündung gewesen zu sein, denn kaum hatte das Licht das Gesicht erfaßt, da öffnete das Kind die Augen.

Ich starrte in dunkelrote Pupillen.

In Höllenaugen!

***

»Baphometh! Baphometh!« Es klang wie ein Schrei, wie ein Stöhnen, ein grauenvoller Ruf, eine Verschwörung und wie die innerliche Erlösung einer jahrelangen Qual.

Nicht ich hatte den Ruf ausgestoßen. Es war Abbé Bloch gewesen, der hochaufgerichtet an der anderen Seite des Sargs stand und die Arme so angehoben hielt, als würde ihn jemand mit einer Waffe bedrohen. In seinen Augen erkannte ich einen kalten, metallischen Glanz, außerdem den Ausdruck einer Bestätigung für seine Annahme. Er hatte hoch gespielt und gewonnen.

»Wir haben ihn!« keuchte er. Seine Arme sanken nach unten.

Ich hockte noch immer vor dem weißen Kindersarg und schaute hinein. Baphometh lag da unbeweglich auf dem schwarzen Samt. Er

sah aus wie ein Toter. Aber er hatte mir durch das Öffnen seiner Augen sehr wohl bewiesen, daß er noch lebte.

Ich starrte ihn an, er mich ebenfalls.

Nur rührte sich in seinem Gesicht nichts. Kein Erkennen funkelte in den Augen, keine Feindschaft, sie blieben einfach nur still und rot wie das Feuer der Hölle.

Vielleicht würde er wachsen und immer mehr der Statue ähneln, die von den Baphometh-Dienern so verehrt wurde und die ich aus dem kleinen Pyrenäendorf her kannte. Da war sie mir zum erstenmal begegnet. Ich hatte erleben können, was sie anrichtete und aus normalen Menschen machte, die sie in ihren Bann zog.

»Wir müssen es vernichten, bevor es Unheil anrichten kann!« erklärte der Abbé mit dumpfer Stimme.

»Nimmst du den Pfahl?«

»Ja.«

»Und du bist überzeugt davon, das Richtige dabei zu tun?« erkundigte ich mich.

Er nickte fest.

Ich erhob mich ebenfalls. Wir standen uns gegenüber, nur getrennt durch den weißen offenen Kindersarg. Über uns, auf der Brückenstraße, flutete der Verkehr vorbei. Manchmal hörten wir das Rollen der Reifen, hin und wieder auch die Hupe eines Autos, dessen Fahrer unbedingt überholen wollte.

Aber das da oben war eine andere Welt. Wir befanden uns unter der Brücke, wir hätten dort in nicht einmal einer Minute sein können, trotzdem kam es mir so vor, als wäre diese Welt Lichtjahre vor mir getrennt.

Der Abbé sah mich an. Sein Gesicht war hart. Die Züge wirkten wie grau gepuderter Stein. Seine Lippen lagen so dicht aufeinander, daß sie nur mehr einen Strich bildeten.

»Ich muß es tun«, sagte er und schob seine rechte Hand unter den langen, dunklen Mantel. »Er ist kein Vampir, aber ich muß ihn töten, als wäre er einer. Verstehst du das?«

»Du wirst es schon wissen.«

»Ich danke dir, John, daß du mir keine Hindernisse in den Weg legst.«

»Wie sollte ich?«

Er hielt den Silberpfahl mit der rechten Hand umklammert. Sehr langsam hob er den Arm. Dabei senkte er auch den Blick. Auf mich wirkte es so, als wollte er genau maßnehmen.

Weit holte er aus.

Ich verfolgte mit meinem Blick diese Bewegung und konnte deshalb auch an der Kaimauer hochschauen.

Mein Herzschlag stockte.

Oben auf dem Rand standen sie in einer Linie und strahlten das Grauen ab.

AEBA – die Horror-Reiter!

***

Der Abbé und ich schwebten gemeinsam in Lebensgefahr. Nur hatte ich es etwas besser, weil ich nicht derjenige war, der den Kind-Dämon töten wollte.

Wenn der Arm nach unten fuhr und den Körper dieses Bastards traf, würden auch die Horror-Reiter eingreifen und den Abbé vernichten.

Er hatte nichts bemerkt, weil er ihnen den Rücken zudrehte. Sein Sinnen und Trachten galt der Vernichtung dieser gefährlichen Brut.

»Nein!« brüllte ich genau in dem Augenblick, als der rechte Arm nach unten fuhr. Gleichzeitig warf ich mich vor, drehte mich dabei ab, damit ich nicht noch in die Stoßrichtung des Pfahls geriet. Dann rammte ich beide Fäuste gegen die Brust des Abbés.

Der wurde von dieser Aktion völlig überrascht. Für einen Moment erkannte ich noch den erstaunten Ausdruck auf seinem Gesicht, dann krachte er gegen die Kaimauer und sank dort zusammen.

Auch ich hämmerte gegen das Gestein, fing den Aufprall mit der Schulter ab und drehte mich gleichzeitig so, daß ich mit dem Rücken an der Kaimauer klebte und in die Höhe schielen konnte.

Bloch hatte natürlich zahlreiche Fragen, aber die erstickten schon im Ansatz, denn die Horror-Reiter griffen ein.

Als er sich mir zuwenden wollte, schleuderten sie aus der Höhe glühende Seile oder Lassos nach unten, die sich zielsicher um den hellen Kindersarg legten, so daß er vor unseren Augen in die Höhe gezogen werden konnte und auch wurde.

Der Abbé schrie auf. Noch nie hatte ich ihn so fassungslos oder von der Rolle erlebt. Er konnte nicht begreifen, daß man ihm das wegnahm, wonach er so lange gesucht hatte. Deshalb vergaß er auch seine Sicherheit, stürmte vor und wollte sich an den Sarg hängen.

Er befand sich schon im Sprung, als ich startete. Und ich war schneller als er. Mit beiden Händen bekam ich ihn zu packen, umklammerte ihn wie ein kleines Kind und riß ihn zurück. Gemeinsam prallten wir wieder gegen die Kaimauer.

Er wollte sich losreißen, kam aber gegen meinen Klammergriff nicht an. Nach wie vor hielt er seinen Silberpfahl fest. Er wollte sogar den Arm drehen und mir den Pfahl ins Gesicht stoßen, überlegte es sich aber im letzten Moment anders.

Sekunden vergingen. Der Abbé atmete schwer. In seinen Augen lag der Vorwurf gegen mich. »Du trägst die Schuld daran!« keuchte er. »Du allein. Kein anderer.«

»Ich habe dir das Leben gerettet!«

»Nein, der Sarg…«

»Wäre so oder so verloren gewesen. Du kommst gegen die vier Horror-Reiter nicht an.«

Das mußte Bloch einfach wissen. Ich merkte, wie sich seine Haltung entspannte und ließ ihn los. Er ging nicht einmal nach vorn, lehnte sich zurück und berührte die Mauer. »Sie sind wohl längst weg, nicht wahr?« fragte er.

»Bestimmt. Es hatte keinen Sinn für dich, es zu versuchen. Sie hätten dich vernichtet.«

»Das glaube ich mittlerweile auch.« Er hob die Schultern. »Wie sagt man noch? Wie gewonnen, so zerronnen.«

»Wir werden ihn uns zurückholen!« versprach ich.

Er lachte leise und bitter. »Wie denn?«

Eine konkrete Antwort konnte ich ihm auch nicht geben und schritt so weit vor, daß ich an der Kaimauer hochschauen konnte.

An deren Rand war von den vier Reitern nichts mehr zu sehen. Sie hatten sich in die Dunkelheit verzogen und würden ihrer eigentlichen Aufgabe nachgehen.

»So ist denn die Voraussage des Nostradamus erfüllt worden«, erklärte der Abbé leise. »Baphometh ist durch das fließende Wasser geschwommen und hat so seine Taufe bekommen.« Er schüttelte den Kopf. »Ich begreife es nicht. Was hätten wir nicht alles verhindern können.«

»Die Jagd geht weiter.«

»Und wohin wird sie uns führen?«

»Keine Ahnung. Aber die Horror-Reiter hinterlassen Spuren. Daran glaube ich fest.«

Bloch holte das Sprechgerät aus der Tasche und setzte sich mit seinen Leuten in Verbindung. Ich stieg derweil die steilen Stufen der Treppe hoch. Meine Sicht wurde besser, aber die vier Reiter und ihre Beute waren nicht zu sehen.

Ich wartete auf den Abbé. Er kam langsamer und zog ein zerknirschtes Gesicht, aus dem die Enttäuschung kaum weichen wollte.

Einige Male wischte er über seine Stirn, schaute gegen den Himmel, als könnte er dort die Dinge finden, die ihm entglitten waren.

»Was sagen deine Freunde?«

»Sie sind enttäuscht.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Bloch räusperte sich. »Damit hätte keiner von uns rechnen können. Ich dachte eher an van Akkeren. Vielleicht müßten wir ihn suchen, um auf die Spur der Helfer zu treffen.«

»Das ist gegessen wie getrunken, Abbé. Weshalb soll sich van Akkeren zeigen? Er hat das, was er wollte. Daran können wir nichts

mehr ändern. Ich frage mich nur, wo Baphometh hergekommen ist?«

»Das wüßte ich auch gern.« Bloch schaute über den Fluß. »Wie ist er entstanden?«

»Er war ein Kind.«

»Ein Baby, sah aber größer aus, und das Teuflische an ihm war auch schon vorhanden.«

»Wurde er geboren?« spann ich den Faden weiter.

»Wenn ja, von wem?«

Ich dachte nach. »Als Mutter käme möglicherweise eine Hexe in Betracht oder irgendeine Person, die der Hölle sehr nahe steht.«

»Kann er auch ein künstliches Geschöpf sein? Wie der Golem?«

»Daran glaube ich nicht. Sie halten die alten Regeln ein und werden ein entsprechendes schwarzmagisches Weihnachtsfest feiern wollen.«

»Das wäre schlimm.«

»Meine ich auch. Wenn ja, so frage ich mich, wo sie dieses Fest feiern werden.«

»Ich weiß es nicht, aber es gibt genügend einsame Orte. Auch hier in Paris.«

Wir waren während des Gesprächs weitergegangen und blieben neben dem R4 stehen.

»Soll ich dich in dein Hotel bringen, John?«

Ich lächelte den Abbé an. »Willst du mich loswerden?«

»So ungefähr.«

»Und was ist der Grund?«

»Ich muß mich mit meinen Freunden treffen und mit ihnen einiges bereden.«

»Ja, aber bring mich bis zum nächsten Taxistand, vorausgesetzt, es gibt hier in der Nähe einen.«

»Das ist klar.«

Der Abbé und seine Templer-Freunde waren schon ein seltsames Volk. Obwohl wir zusammenarbeiteten, wenn es sich nicht anders vermeiden ließ, wurde ich dennoch den Eindruck nicht los, daß sich keiner von ihnen in die Karten schauen lassen wollte. Sie zogen sich meist zurück, sie bildeten ihren eigenen Club und gewährten einem Fremden so gut wie keinen Einblick.

Ich fand ein Taxi. »Du hörst von mir«, sagte der Abbé, als ich einstieg und mich zum Hotel fahren ließ…

***

Am anderen Morgen schneite es.

Ich wohnte in keinem Luxusschuppen, sondern in einem kleinen Hotel, mit nur wenigen Zimmern. Sie waren ebenfalls sehr klein, dafür sauber, wie die Dusche und die Toilette. Frühstücken durfte ich in einem Wintergarten. Man glaubte, im Freien zu sitzen. Dicke Flocken

fielen aus dunklen Wolken. Sie berührten aber nicht meinen Kopf, auch wenn es so aussah. Vor mir fielen sie auf das durchsichtige Dach und zerschmolzen dort.

Kaffee und Croissants hatte ich bekommen. Dazu Butter und Marmelade. Die Besitzerin kam, eine schon ältere Frau, sie brachte mir zwei Zeitungen.

»Wenn Sie lesen möchten, Monsieur…«

»Ja, gern.« Ich bedankte mich mit einem Lächeln und schaute zu, wie sich Madame zurückzog. Sie ging so steif und gerade, als hätte sie einen Stab verschluckt. Auf mich machte sie den Eindruck einer »grande dame«, die es eigentlich nicht nötig hatte, Zimmer zu vermieten. In Wirklichkeit sah es wohl anders aus.

Ich aß das Hörnchen und trank die Tasse leer, bevor ich sie mir erneut füllte. Noch ein weiterer Gast hockte in der Ecke, halb versteckt hinter einem Blumenkübel. Manchmal hörte ich sein Schmatzen und auch das Raschem des Papiers, wenn er die Zeitung umschlug.

Das brachte mich auf die Idee, ebenfalls zu lesen. Ich hatte ja Zeit, da ich noch immer nicht wußte, wo ich bei diesem Fall nun noch ansetzen sollte. Eigentlich war Abbé Bloch für mich der wichtige Mann. Er hatte die besseren Beziehungen, er kannte sich aus, und er würde herausfinden müssen, wo sich die Templer versteckt hielten.

Ich steckte mir die Verdauungszigarette an, paffte die ersten Wolken, schob den Stuhl zurück und griff zur Zeitung. Auf der Titelseite stehen in der Regel Berichte über aktuelle weltpolitische Ereignisse, aber in diesem Fall hatte man die Seite zweigeteilt.

Zwei Morde erschütterten Paris und die Entführung eines Kindes!

Ich holte tief Luft. Auf einmal brach mir der Schweiß aus. Das mußte an dem heißen Kaffee liegen, aber auch an der Furcht, denn ich hatte noch mit Bloch darüber gesprochen, daß dieser Baphometh von jemandem geboren sein mußte.

Man berichtete nicht nur, es waren auch Fotos zu sehen. Einmal das Gesicht der ermordeten Krankenschwester, zum anderen das der Mutter, deren Kind entführt worden war.

Beide Frauen waren durch Messerstiche ums Leben gekommen.

Man hatte ihnen keine Chance gelassen, und sie waren in einem Zimmer gefunden worden. Die Polizei stand vor einem Rätsel. Das wurde zwar offiziell nicht zugegeben, doch als Polizist ist man es gewohnt, zwischen den Zeilen zu lesen, und das tat ich.

Mich interessierte besonders die junge Mutter. Der Name war auch genannt worden.

Danielle Lagrande!

Gehört hatte ich ihn noch nie, ging aber weiterhin davon aus, daß diese Frau zumindest zu einem schwarzmagischen Clan gehört hatte,

wenn nicht eine Hexe gewesen war.

In London wäre es mir ein leichtes gewesen, herauszufinden, wer diese Frau gewesen war. Hier in Paris lagen die Dinge anders. Da war ich ein Fremder. Zwar kannten mich einige Kollegen, doch ich war nicht im offiziellen Auftrag nach Paris gekommen. Wenn ich sie jetzt um Hilfe bat, würden sie sich zumindest wundern und ein wenig dumm aus der Wäsche schauen.

Aber es ging kein Weg daran vorbei. Nur durch die Tote war die Spur vorhanden. Ich mußte wissen, wie sie früher gelebt und welche Verbindungen sie gehabt hatte.

Zum Schluß des Artikels versprach der Reporter, auch weiterhin am Ball zu bleiben.

Ich hatte keine Lust mehr, die Zeitung durchzublättern, faltete sie zusammen und legte sie neben die Tasse auf den Tisch. Gedankenverloren starrte ich in den Rauch der Zigarette und auch gegen die Scheibe. Es schneite noch immer. Die Flocken tauten sofort weg, der Boden hatte noch die Wärme vergangener Tage gespeichert. Jenseits der Glaswand wuchsen dunkle Hinterfronten hoch, doch hier im Wintergarten konnte man sich wie im Paradies fühlen.

Der andere Gast erhob sich. Ich hörte das Schaben seines Stuhls und auch sein Räuspern. Danach klangen Schritte auf, gedämpft durch einen dünnen, hellgrünen Teppich.

Normalerweise verabschiedet man sich beim Verlassen des Frühstücksraums. Der Gast hatte es nicht nötig. Ich wunderte mich darüber und drehte mich halb auf meinem Stuhl.

Ich sah ihn in meiner Nähe.

Und ich sah noch mehr.

Aus seiner Faust schaute ein Messer!

***

Er hätte es mir eiskalt in den Nacken gestoßen. Mein schnelles Umdrehen vereitelte seinen Plan zunächst, denn ich wurde noch schneller, als ich mich vom Stuhl warf.

Ich hörte ihn lachen, während ich mit der Schulter aufkam und mich herumdrehte.

Da sprang er schon. Der rechte Arm mit der Klinge in der Hand beschrieb einen Halbbogen. Er wollte mir den Stahl jetzt durch die Brust stoßen, beging aber den Fehler, sich mir zu sehr zu nähern.

Ich trat zu.

Mein Rammtritt erwischte ihn dort, wo es einem Mann besonders wehtut. Vor mir krümmte er sich, sein Gesicht verzerrte sich. Er hatte eine dunkle Gesichtsfarbe, war ein Mann aus Nordafrika. Die Haare waren lang und wuchsen nur auf der hinteren Seite des Kopfes. Dafür flatterten sie auch in den Nacken.

Bevor er seinen Schmerz überwunden hatte und einen zweiten Angriff starten konnte, war ich wieder auf den Beinen, griff zur Beretta und befahl: »Das Messer weg!«

Er starrte mich an, ohne etwas zu tun.

»Hast du nicht verstanden?« fauchte ich ihn an. »Weg mit diesem verdammten Zahnstocher!«

Er grinste, spreizte den rechten Arm ab und öffnete die Faust. Das Messer fiel nach unten und blieb mit der Spitze im Teppichboden stecken. Der Griff wippte noch nach.

Ich war dem Flug der Stichwaffe nicht mit Blicken gefolgt.

Vielleicht hatte der andere darauf gewartet. Er zeigte sich enttäuscht und sehr willig, denn auf meinen nächsten Befehl hin drehte er sich um.

»Vor bis zur Glaswand!« erklärte ich ihm. »Einen Schritt davon weg, dann lehne dich vor!«

Er tat alles. Ich konnte ihn untersuchen, fand aber keine zweite Waffe mehr.

Da ich keine Lust hatte, noch länger herumzustehen, durfte er sich setzen. Auch ich nahm Platz. So hockten wir uns am Tisch gegenüber, und der Bursche schaute direkt in die Mündung meiner Waffe. »Nun mal von vorn«, sagte ich. »Wer hat dich geschickt?«

»Niemand.«

»Aber du wolltest mich töten.«

»Ja.«

»Weshalb?«

Seine Hände lagen auf dem Tisch. Jetzt hob er Daumen und Zeigefinger der Rechten an und rieb beide Kuppen gegeneinander.

Das internationale Zeichen für Geld.

Ich lachte hart. »Berauben wolltest du mich?«

»Sicher.«

»Das glaube ich nicht.«

»Es ist meine Spezialität.«

Ich wechselte das Thema. »Wie heißt du?«

»George Haddhi.«

»Franzose?«

»Ja, aber meine Eltern stammen aus Algerien.«

»Was hat dir Vincent van Akkeren dafür bezahlt, daß du mich killst? Wieviel?«

»Ich kenne den Mann mit diesem Namen nicht.«

Mir fiel ein, daß auch die beiden Frauen im Krankenhaus mit einem Messer getötet worden waren. Ich sprach ihn darauf an und sagte ihm auf den Kopf zu, daß er damit zu tun gehabt habe.

Haddhi grinste nur und hob die Schultern. Aus dieser »Antwort« konnte ich mir meinen Reim machen.

»Ich bin gespannt, mein Freund, ob du dich der Polizei gegenüber auch so gesprächig zeigen wirst. Ich möchte nicht in deiner Haut stecken. Die Kollegen sind sehr sauer. Sie haben die Nase voll von Morden oder Terroranschlägen. Die Chance, die ich dir gebe, ist besser. Du sagst mir alles, was du weißt und erzählst mir auch, wo ich deine Auftraggeber finden kann.«

»Es gibt sie nicht.«

»Dann gibt es auch Baphometh nicht, oder?«

»Wer ist das?«

Dieser Kerl blieb cool. Wahrscheinlich gehörte er zur Gruppe der käuflichen Killer, die jeden Job annahmen, wenn er nur genügend Geld einbrachte.

Mich wunderte es nur, daß er mich so rasch gefunden hatte. Also stand ich bereits unter Kontrolle, nur hatte ich leider davon nichts bemerkt.

»Da Sie nicht reden wollen, Mister, werde ich nicht umhin können, die Polizei zu rufen.«

»Tu das!«

Er gab sich verdammt sicher. Ein Telefon fand ich hier nicht, deshalb rief ich laut nach der Wirtin. Sie hörte mein Rufen beim drittenmal und erschien.

Als sie uns sitzen sah und auch meine Waffe bemerkte, blieb sie stehen. Ob sie blaß wurde, konnte ich nicht sehen, aber sie ging jedenfalls keinen Schritt weiter.

»Dieser Mann hat mich töten wollen. Ich möchte, daß Sie die Polizei alarmieren.«

»Ja, Monsieur.«

Die Frau verschwand, und ich wandte mich wieder dem Killer zu, der noch immer einen sehr gelassenen Eindruck auf mich machte. Er sah aus, als könnte ihn nichts erschüttern.

»Darf ich rauchen?« fragte er.

Da ich ihm jede Bosheit zutraute, fiel meine Antwort negativ aus.

Er hob die Schultern. »Du bist schlimmer als ein Bulle.«

»Vielleicht bin ich ein Oberbulle.«

»Auch die sterben schnell.«

»Aber nicht durch dich.«

Ich hörte Schritte, schaute aber nicht zur Seite, denn es konnte nur die Wirtin sein, die den Wintergarten betrat. Sie kam jetzt näher.

Auf ihrem schmalen Gesicht lag eine dünne Puderschicht von rosaroter Farbe.

»Ist alles klar?« fragte ich sie.

Die Frau nickte. »Die Leute werden bald hier sein.«

»Das ist gut.«

Sie warf einen scheuen Blick auf den Killer, verließ den Raum aber

nicht, sondern schlug einen Bogen und kam noch näher. Neben mir blieb sie stehen. Ihr scheuer Blick fiel auf das im Fußboden steckende Messer. »Hat er sie damit töten wollen, Monsieur?«

»Ja.«

»Weshalb wollte er das tun?«

»Das kann ich Ihnen leider nicht sagen. Ich sehe ihn heute zum erstenmal. Aber er wird der Polizei sicherlich berichten.«

Bei meinen letzten Worten fing Haddhi an zu grinsen. Er schien sich seiner Sache sehr sicher zu sein. Und das war auch nicht gespielt. Irgendeinen Trumpf mußte er noch in der Hinterhand halten.

Nicht er war der Trumpf, sondern die Frau. Auf sie hatte ich nicht mehr geachtet, das war mein Fehler. Als ich das leise Zischen vernahm, war es bereits zu spät.

Da traf das Sprühgas meine Augen. Es trieb von der Seite her auf mich zu, und ich fand nicht mehr die Kraft, mich dagegen zu schützen. Auf einmal war ich blind, Tränen schossen mir aus den Augen. Ich hörte die Frau mit wütender Stimme kreischen.

»Verschwinde endlich!«

»Ich muß ihn…«

»Hau ab!«

Schattenhaft sah ich vor mir eine Bewegung. Der Killer war aufgesprungen und hatte sich geduckt. Er lief dorthin, wo sein Messer steckte. Wahrscheinlich wollte er den Job doch durchführen. Ich drehte den rechten Arm und schoß.

Ein Fluch schwang mir entgegen. Ob ich Haddhi erwischt hatte, war für mich wegen des Tränenschleiers unmöglich zu erkennen.

Halbblind taumelte ich zur Seite, stolperte über einen der Pflanzentöpfe und warf ihn um. Dann hörte ich ein Geräusch, das wie ein Schuß klang. Es war nur das Zufallen der Tür gewesen.

Ich weinte.

Es war ein richtiges Heulen und es tat mir gut, denn das Tränenwasser spülte mir das Gas aus den Augen. Meine Nase lief ebenfalls.

Eine Minute später war mein Taschentuch naß, die Augen gerötet.

Das Zimmer war leer. Ein umgestürzter Stuhl und der auf dem Boden liegende Blumenkübel blieben als Spuren zurück. Von Haddhi sah ich ebenso wenig etwas wie von der Wirtin. Die beiden hatten mich sehr elegant reingelegt. Ich glaubte auch nicht daran, daß die Frau die Polizei angerufen hatte.

Ich brauchte dringend klares Wasser, um mir die Augen auszuspülen.

Nicht weit entfernt befanden sich Toiletten und auch ein kleiner Waschraum. Auf dem Weg dorthin begegnete mir niemand. Ich wusch mir das Gesicht und auch die Augen. Zwar blieb ein Brennen zurück, aber ich konnte wieder normal sehen.

Im Wintergarten sah ich die dunkle Blutspur auf dem Teppich.
Von mir stammte sie nicht. Wahrscheinlich hatte ich den Killer trotz meiner Behinderung noch erwischt. Ausgeschaltet worden war er nicht, er hatte noch fliehen können.
Wo steckt die Wirtin?
Sicherlich war auch sie verschwunden. Was hätte sie noch länger hier halten sollen?
Ich rief trotzdem nach ihr, bekam natürlich keine Antwort und unterzog mich der Mühe, das kleine Hotel zu durchsuchen. Was ich nicht für möglich gehalten hätte, trat ein.
In der kleinen Küche fand ich sie. Steif hockte sie vor dem Holztisch mit der grauen Platte und schaute mir entgegen. Ich zog einen Stuhl heran und setzte mich.
»Was haben Sie sich eigentlich dabei gedacht?« fragte ich leise.
»Wollten Sie sich mitschuldig an einem Mord machen?«
Stumm schüttelte sie den Kopf.
»Weshalb taten Sie es dann?«
»Er gab mir Geld.«
»Aha. Wieviel?«
»Dreitausend Franc.«
»Das ist nicht wenig.«
»Ich weiß.« Sie nickte. »Aber ich wußte nicht, was er tatsächlich vorhatte. Er erklärte mir, daß Sie ein Spion wären und auch mit den Terrorbanden arbeiteten. Da dachte ich…«
»Sie brauchen nicht weiterzureden«, unterbrach ich Sie. »Ich weiß, wie solche Dinge laufen.«
»Es tut mir leid. Ich wußte nicht, daß dieser Mann…«
»Geschenkt, Madame. Kannten Sie ihn?«
»Nein.«
»Hat er bei Ihnen gewohnt?«
»Auch das nicht. Er kam erst am frühen Morgen, nachdem Sie schon aufgestanden waren, sich aber noch oben in ihrem Zimmer aufhielten. Wir schlossen das Geschäft ab.«
»Sonst wissen Sie nichts?«
»Nein.«
Ich fragte sicherheitshalber noch einmal nach. »Die Polizei haben Sie auch nicht angerufen?«
»Natürlich nicht.«
»Das dachte ich mir.« Ich stand auf. »Jetzt können Sie einiges gutmachen, Madame. Es ist folgendes. Falls jemand für mich anruft, hinterlegen Sie mir bitte eine Nachricht. Ich werde in den nächsten beiden Stunden bestimmt unterwegs sein.«
»Sehr gern.« Auch sie erhob sich. Beide schwiegen wir, weil im Flur das Telefon läutete.

»Entschuldigen Sie«, sagte Madame und verließ die Küche. Es dauerte aber nicht lange, da rief Sie nach mir.

»Wer ist es denn?« fragte ich, als ich den Hörer entgegennahm.

»Ein Gespräch aus London, Monsieur.«

Sie irrte sich. Aus London hatte mich niemand angerufen. Das Telefonat stammte aus Paris, denn dort am Flughafen befand sich mein Freund und Kollege Suko bereits.

***

Dabei hatte er so gut wie nichts mit dem Fall zu tun gehabt. Daß er überhaupt darauf aufmerksam wurde, konnte man als Zufall bezeichnen, der schließlich der größte Helfer der Polizisten ist.

Es begann wie sooft mit einer reinen Routine. Wer Bürodienst hatte, kam nicht umhin, sich die Meldungen der vergangenen Nacht durchzulesen. Dort wurde berichtet, was an Verbrechen alles in der Millionenstadt London passiert war.

Vom schweren Diebstahl, Mord, Überfall, Vergewaltigung, es gab nichts, was dort fehlte.

Doch an diesem besagten Morgen kam Suko nicht dazu, die Meldungen durchzulesen. Er befand sich noch in seiner Wohnung, als bereits das Telefon klingelte.

Sir James Powell war am Apparat. Nach einem knappen Morgengruß bat er Suko, den Koffer zu packen und zum Flughafen zu fahren. Das Tickett nach Paris lag bereit.

»Nach Paris?« fragte Suko. »Aber da ist doch John.«

»Sehr richtig.«

»Was soll ich dort?«

»Ich werde am Flughafen in der VIP-Lounge auf Sie warten und Ihnen alles weitere berichten.«

»Natürlich, Sir.«

Suko trank eine Tasse Tee. Das Taxi hatte er sich sofort nach dem Anruf bestellt. Was er mitnehmen wollte, schleuderte er in den Koffer. Dann rauschte er nach unten.

Wenn Sir James so sprach, war etwas im Busch. Man konnte zwar nicht sagen, daß London bald im Flammen aufgehen würde, aber ein großes Ereignis kündigte sich an.

Noch kamen sie einigermaßen durch. Der Fahrer, ein mürrischer Knabe, schimpfte über das Wetter und geizige Fahrgäste. Suko hörte nicht hin. Ihn beschäftigten andere Gedanken.

John befand sich in Paris, er mußte so rasch wie möglich in die Stadt an der Seine. Welche Verbindung hatte sich da aufgetan?

Eine Antwort würde ihm Sir James geben können.

Der Superintendent hatte sich bestimmt mit dem Hubschrauber nach Heathrow fliegen lassen. Die Lichterkette des Flughafens schimmerte

wie ein künstlicher Sternenhimmel in der Dunkelheit.

Es würde noch einige Zeit vergehen, bis es hell wurde.

Die Straßen und Anfahrtswege waren gut ausgeleuchtet. Der Fahrer kannte sich auch aus. Es hatte keine Schwierigkeiten, Sukos Ziel zu finden.

Nicht wenige Menschen hatten sich auf dem gewaltigen Arenal des Flughafens schon verlaufen. Dazu zählte Suko nicht. Er fand die VIP-Lounge sehr schnell, wurde durchgelassen, als er seinen Ausweis vorzeigte, und stand schließlich Sir James Powell gegenüber, der in einem weichen Ledersessel hockte und mit einem Mann sprach, den Suko noch nie zuvor gesehen hatte. Zu den Angestellten des Flughafens gehörte er nicht. Der Knabe sah eher aus wie ein Ehemann, der eine Nacht durchgemacht hatte und plötzlich Angst vor seiner Frau bekam!

»Das ist Mr. Meredith«, stellte Sir James den Mann vor, der sich an starkem Kaffee labte. »Er ist unser wichtigster Zeuge. Bitte, Mr. Meredith, erzählen Sie Ihre Geschichte.«

Suko hörte aufmerksam zu und erfuhr, daß Meredith tatsächlich einen Nachtbummel durch Soho hinter sich gehabt hatte. Er war in der späten Nacht oder in den frühen Morgenstunden zu Fuß nach Hause gegangen, hatte abkürzen wollen und den Weg an der alten Templer-Kirche vorbei genommen, die Suko auch kannte.

»Also, ich kenne ja die Kirche. Manche haben Angst davor, ich nicht. Bis ich sah, wie die Eingangstür aufflog, als hätte ein Riese dagegen geschlagen. Und so ähnlich war es auch. Sie können sich nicht vorstellen, Sir, was ich gesehen habe.«

»Kommen Sie zur Sache, Mr. Meredith!« bat Sir James.

»Na, natürlich, entschuldigen Sie.« Er wischte über seine Stirn.

»Es war einfach schlimm. Aus der Tür kamen vier Gestalten.«

»Männer oder Frauen?« fragte Suko.

»Das weiß ich nicht. Es waren Figuren. Steinfiguren. Sie lebten, verdammt.«

Suko und Sir James schauten sich an. Sie dachten jeder das gleiche, ohne daß sie es aussprachen. Die alte Templer-Kirche enthielt eine Reihe von Gräbern. Dort hatte man vor Hunderten von Jahren Templer-Ritter zur letzten Ruhe gebettet. Und diese Kirche hatte auch eine sehr wichtige Rolle bei einem Fall gespielt, als es um die Verbindung zwischen Richard Löwenherz und dessen Siegel ging.

John Sinclair hatte das Siegel bekommen und es nach Alet-les-Bains gegeben, wo es jetzt das silberne Skelett Hector de Valois' bedeckte.

Er und Suko waren davon ausgegangen, die Templer-Kirche von ihrer Magie befreit zu haben. Ein Irrtum, wie sich nun herausstellte.

»Es waren wirklich Steinfiguren?« fragte Suko.

»Ja. Sie sprachen sogar.« Meredith nahm einen Schluck Kaffee und

wischte durch sein dichtes Haar. »Ich hörte ihre Stimmen und konnte Worte verstehen.«

»Was sagten sie?«

»Ich hatte mich natürlich versteckt, denn diese Gestalten flößten mir Furcht ein. Ich hörte, wie sie die Stadt Paris erwähnten.«

»Mehr nicht?«

»Ja, aber das war komisch.« Der Zeuge hob die Schultern. »Da fiel ein Name. Baff…«

»Baphometh?«

»Ja.« Meredith nickte heftig.

Sir James räusperte sich. »Ich glaube, Suko, da haben wir eine Verbindung. John ist wegen dieses Dämons nach Paris gefahren. Ich meine, daß er Ihre Unterstützung gebrauchen könnte.«

»Der Ansicht bin ich auch.« Suko wollte noch mehr wissen.

»Diese Figuren konnten laufen?«

»Ja und nein.« Meredith hob seinen Arm und unterstrich die nächste Antwort durch diese optische Geste. »Obwohl sie so schwer waren, hatte ich das Gefühl, als würden sie schweben. Sie schienen sich später aufzulösen, so daß ich es für einen Spuk gehalten habe. Als ich aber näher darüber nachdachte, entschloß ich mich doch, die Polizei anzurufen. Der Vorgang war mir einfach zu unheimlich.«

»Sie taten recht daran«, sagte Suko. »Jetzt habe ich noch eine Frage. Wie sahen die Gestalten aus?«

»Das sagte ich doch schon. Es waren Figuren.«

»Welche Farbe hatten sie?«

»Das kann ich schwer sagen, weil es dunkel war. Ich meine aber, daß sie graugrün gewesen sind. Mehr grün.«

»Und sie bestanden trotzdem noch aus Stein?«

»Ich habe nichts anderes erkennen können.«

»Wie bewegten sie sich? Elegant oder hölzern?«

»Alles zusammen.«

Suko fuhr durch sein Haar. Meredith bemerkte die Geste und hob die Schultern. »Es tut mir wirklich leid, daß ich Ihnen nicht mehr sagen kann. Das ist wirklich alles.«

»Gut, wir danken Ihnen, Mr. Meredith«, erklärte Sir James, schaute auf seine Uhr und erhob sich. Er reichte Suko das Tickett.

»Sie müssen sich beeilen, die Maschine startet gleich.«

»Danke, Sir.«

Der Inspektor wartete trotzdem noch, denn der Superintendent brachte zunächst den Zeugen aus dem Raum. Dann kehrte er zurück. »Wir sind mit dem Hubschrauber da. Ich werde dafür sorgen, daß Meredith zu seiner Wohnung gefahren wird.« Er rückte seine Brille zurecht. »Was halten Sie von seinen Aussagen?«

»Einiges, Sir. Haben Sie die Kirche bereits untersuchen lassen?«

»Selbstverständlich. Sie werden sich an die Gräber erinnern können. Es bestanden tatsächlich Lücken in der Reihe. Der Mann hat sich nicht getäuscht.«

»Weiß John Bescheid?«

»Nein, Sie werden ihm vom Flughafen in Paris anrufen können. Ich habe die Telefonnummer des Hotels, in dem er abgestiegen ist.«

Suko bekam sie auch noch in die Hand gedrückt und ging.

Erst in der Maschine kam er wieder richtig zu sich und schüttelte den Kopf. Was man so zwischen Frühstück und Dienstantritt erleben konnte, war wirklich allerhand.

»Geht es Ihnen nicht gut?« fragte die dunkelhäutige, nette Stewardeß, die Sukos Kopfschütteln bemerkt hatte.

»Mir geht es ausgezeichnet, meine Liebe.«

»Das freut mich.«

»Danke.«

Es gibt Dinge, die Suko gut beherrschte. Auch wenn die Entfernung zwischen den beiden Städten nicht sehr weit war, wollte er trotzdem eine Mütze voll Schlaf nehmen. Wer wußte schon, wann er dazu wieder kommen würde…

Es roch nach Moder, nach Feuchtigkeit und nach Verfall. Manche sprachen auch davon, daß es nach fetten Wasserratten roch, aber das war den Templern egal.

Sie hatten sich in dieser Unterwelt getroffen, um vor anderen Dingen sicher zu sein. Hier waren sie ungestört, denn die Katakomben von Paris hatten schon viel erlebt.

Der Abbé hatte vier Helfer mit in die französische Hauptstadt genommen. Andere waren in Südfrankreich geblieben, wo sich eigentlich ihr Hauptaktionsgebiet befand.

Der Einstieg lag versteckt in einem kleinen Park und war praktisch von Fremden nur durch einen Zufall zu finden. Auch die Templer hatten lange gesucht, nun machte es ihnen nichts mehr aus, sich in den stinkenden Kanälen aufzuhalten.

Erwischen lassen durfte man sich nicht. Die Katakomben von Paris, früher weltberühmt gewesen, waren verschlossen worden.

Dennoch fanden immer wieder Menschen den Weg in diese Unterwelt.

Die offiziellen Stellen hatten auch das elektrische Licht abgeschaltet. Wer sich hier unten aufhielt, mußte sich entweder auf den Schein der mitgebrachten Taschenlampen verlassen oder selbst eine Fackel anzünden.

Das hatten die Templer getan.

In den feuchten Wänden gab es genügend Spalten und Risse, in die Fackelstäbe hineinpaßten. An zwei verschiedenen Seiten des Ganges steckten sie. Ihr unruhiges Licht geisterte über den Kanal, der wie ein

fast ausgestrocknetes Flußbett wirkte, denn der Boden wurde von einer dünnen Schlammschicht bedeckt, unter dessen Oberfläche es sich manchmal bewegte, wenn irgendwelche Tiere daherkrochen.

Die Katakomben waren eine Welt für sich. Unheimlich und an gewaltige Grabstellen erinnernd, lagen sie unter der Riesenstadt Paris, in der sich eigentlich nur die Ratten wohl fühlten.

Die fünf Templer hatten einen Kreis gebildet und schauten sich aus starren Gesichtern an. Ihre Blicke sprachen Bände, die Blicke ihrer Augen wirkten leer und enttäuscht. Sie hatten vieles gegeben und alles verloren. Baphometh war geboren, ihr Anführer hatte ihn gesehen, aber nicht töten können.

Jetzt stand er zwischen ihnen und griff unter seinen Mantel. Er holte den silbernen Pflock hervor, schaute seine Freunde an und sagte: »Ich habe versagt. Er lag vor mir. Ich hätte nur damit zuzustoßen brauchen, aber es klappte nicht.«

»Sinclair war es, der dich hinderte?« fragte einer.

»Ja, und es war gut so. Ich hatte die vier Horror-Reiter nicht sehen können.«

»Wo können sie ihn hingebracht haben?«

Trotz der schlechten Luft atmete der Abbé tief ein. Er ging zur Seite. Die rechte Hälfte seines Gesichts wurde vom Widerschein des Feuers getroffen und sah aus, als würde sie in Flammen stehen. Er schlug mit der freien Hand gegen die feuchte Wand. »Ich weiß es nicht, Freunde. Ich weiß es einfach nicht.«

»Wo könnte er am meisten Unheil anrichten?« wurde er gefragt.

»Überall.«

»Besitzt er schon seine vollen Kräfte?«

Der Abbé schüttelte den Kopf. »Nein, das glaube ich nicht. Bei ihm wird es so sein wie mit jedem anderen Kind. Es wird sich entwickeln müssen, und man wird ihm Zeit geben, sich zu entwickeln.«

»Dann muß er Helfer haben.«

»Van Akkeren.«

»Wir haben ihn nicht gesehen.«

Bloch trat wieder vor. »Ich auch nicht. Aber John Sinclair und ich gehen davon aus, daß er sich in der Stadt aufhält. Ich kann die Verstecke nicht alle aufzählen, die Paris bereithält, Tausende gibt es bestimmt. Wir haben verloren, Freunde.«

»Willst du den Kampf abbrechen?« fragte einer nach einer kleinen Pause.

»Einschränken.«

»Wie das?«

»Wir sollten die Forschungen, was unsere Vergangenheit angeht, zurückstellen und zunächst nur nach vorn schauen. Die Konzentration auf Baphometh ist jetzt wichtiger.« Seine Stimme wurde noch ernster.

»Wir müssen eine verschworene Gemeinschaft bilden, daran geht kein Weg vorbei. Baphometh darf nicht die Herrschaft erringen, dann haben wir wieder die Zustände, die es schon einmal gab. Wir haben einen Ruf zu verteidigen. Wir sind die Templer des Lichts, nicht die der Hölle.«

Blochs Freunde nickten zu den Worten des Abbé. Jeder von ihnen wußte, daß er ein schweres Schicksal zu tragen hatte, das tief in der Vergangenheit geboren war.

Sie konnten nicht so leben wie andere Menschen. Natürlich gingen einige von ihnen Berufen nach, aber sie waren nie angestellt, stets selbständig und besaßen Mitarbeiter, so daß ihre Geschäfte weiterliefen, wenn sie gegen den Dunklen Teil ihres Ordens kämpften.

Der Abbé sprach weiter. »Es ist an der Zeit, Freunde, daß wir auseinandergehen. Wir werden uns irgendwann wieder treffen. Sei es hier in Frankreich, England oder in einem anderen Teil der Welt. Ihr bekommt die Nachricht. Ich möchte euch noch einmal danken, daß ihr mir die Treue erwiesen habt.«

Der Abbé trat auf jeden von ihnen zu und verabschiedete sich mit dem Bruderkuß.

Die Gesichter der Männer waren starr. Ihre Gedanken spiegelten sich nicht auf ihnen wider. Jeder wußte Bescheid, die Aufgabe war hart, fast brutal, sie konnte die Männer das Leben kosten, aber das wußten sie, und darauf waren sie vorbereitet.

»Kommt gut heim, Gott segne euch!« sagte der Abbé zum Abschied mit rauh klingender Stimme. Es war ausgemacht, daß sie ein Versteck nie zusammen verließen. In zeitlich genau abgestimmten Intervallen gingen sie davon und kletterten wie die Diebe aus den schmalen Löchern der Ausgänge.

Auch jetzt trennten sie sich. Sie kannten die unterirdischen Kanäle und auch die gewissen Ausgänge, die jeder von ihnen benutzen konnte. Der Abbé blieb noch zurück.

Er würde auch die Fackeln löschen. Seine Freunde hatten Taschenlampen mitgenommen. Sie gaben genügend Licht, um sich zu orientieren. Es hatte seit langem keine Zeit mehr gegeben, die der Abbé so deprimiert erlebt hatte wie die letzten Stunden. Obwohl er seine Leute aufrichten mußte, war er nahe daran, aufzugeben.

Man hatte ihn genarrt, auf falsche Spuren gelockt, die richtige gezeigt, um dennoch zu verlieren.

Der Abbé spürte die Einsamkeit wie eine Bedrückung. Es war nicht die Leere der Katakomben, die sich dafür verantwortlich zeigte, vielmehr sein innerer Zustand, der ihn so aushöhlte und fast sogar willenlos machte.

Die Schritte seiner Freunde waren verklungen. Nicht weit entfernt begannen Quergänge, die man gehen konnte, um die Oberwelt zu

erreichen. Die vier Templer waren in den verschiedensten Gängen verschwunden. Bloch wollte ihnen noch einige Minuten geben und dann ebenfalls seinen Weg finden.

Er dachte an John Sinclair, der ihm das Leben gerettet hatte. Mit ihm wollte er sich noch einmal in Verbindung setzen, obwohl dieser Fall im Prinzip abgeschlossen war.

In den Gängen herrschte eine feuchte Kälte. Sie drang auch durch den Mantel des Mannes und ließ den Abbé frösteln. Hin und wieder hörte er klatschende Geräusche. Es waren die Tropfen, die von der Decke in den Schlamm oder auf den Stein gefallen waren.

Manchmal huschten Schatten durch die Finsternis der Tunnels.

Graue Körper auf vier kurzen Beinen, die sich sehr schnell bewegen konnten. Kanalratten.

Der Abbé dachte daran, daß diese Tiere auch Menschen anfielen, wenn sie hungrig waren, und gerade die Ratten waren es, die sich dort wohl fühlten, wo auch das Grauen zu Hause war.

Langsam ging er vor und achtete auf das Knirschen seiner Schritte. Eine Fackel nahm er mit, die andere löschte er. Er brauchte die Flamme nur in den feuchten Schlamm zu stecken.

Der Schrei klang urplötzlich auf. Er war grauenhaft, schien grenzenlos zu sein, und das Echo verfielfachte ihn noch.

Der Abbé stand für einen Moment unbeweglich. Er dachte sofort an seine Freunde, aber er wollte auch herausfinden, wo der Schrei aufgeklungen war, um nicht bei seiner Hilfsaktion einen falschen Weg zu laufen und Zeit zu verlieren.

Dann brach er ab, mit einem lauten Wehklagen, das in ein Röcheln überging.

Bloch war fast bis zur Kreuzung der Gänge vorgelaufen. Er hatte herausgefunden, daß er sich nach rechts halten mußte, wo ein schmaler Tunnel begann, der erhellt wurde.

Eine Flamme tanzte heran.

Für einen Moment dachte Bloch tatsächlich an ein sich bewegendes Feuer, bis er die grausame Wahrheit erkannte.

Wer da auf ihn zulief, war ein von Flammen umhüllter Mensch.

Er lebte noch, wedelte mit beiden Armen, taumelte und brach zusammen, bevor der Abbé ihn noch erreichen und helfen konnte.

Aber er sah, wer da getötet worden war.

Einer seiner Freunde, den er vor kurzem erst mit einem Bruderkuß verabschiedet hatte.

Der Templer lag auf dem Rücken. Er hatte sich mit einer letzten Bewegung noch herumgedreht. Sein Gesicht war bereits verbrannt.

Es bot einen schrecklichen Anblick, und in einer letzten Geste hob er beide Arme, um die Hände zu falten.

Dann fielen sie herab.

Der Templer war tot!

Die letzten kleinen Zungen tanzten noch über seine aus Asche bestehende Kleidung, und der Abbé dachte daran, während Tränen aus seinen Augen rannten, wer diesen Menschen getötet haben konnte.

Es gab eigentlich nur eine Lösung.

Die Horror-Reiter. Sie waren die Leibwächter Baphomeths. Sie sorgten dafür, daß er keinen Schaden litt, und nun hatten sie bereits auf diese Art und Weise reagiert.

Abbé Bloch war so geschockt, daß er nicht einmal ein Gebet sprechen konnte. Er starrte über den Toten hinweg in die Finsternis des Tunnels, spürte seine Tränen, schluckte, ballte die Hände zu Fäusten, öffnete sie wieder und dachte über seine eigene Hilflosigkeit nach.

Sie war am schlimmsten.

Er konnte sich nicht dagegen wehren. Wie ein Verlorener stand er da und mußte die grausame Rache Baphomeths hinnehmen.

Einer seiner Freunde war verbrannt.

Wie hatte es den anderen ergehen können? Würden sie auch im Feuer der Vernichtung sterben?

Die Vorwürfe überkamen den einsamen Mann wie schwere Hammerschläge. Er hätte bei ihnen bleiben sollen, vielleicht wären sie dann entwischt. Er hörte Schritte.

Der Abbé drehte sich nicht um, obwohl sie hinter ihm aufklangen.

Wer immer es sein mochte, er sollte ihn sehen, ihn vielleicht angreifen, damit es jetzt zu einer Entscheidung kam.

Die Schritte verstummten für einen Augenblick, bevor sie wieder aufklangen.

Dazwischen hörte der Abbé ein Stöhnen und schmerzvolles Ächzen, wie es nur ein Mann in großer Not ausstoßen konnte.

»Wer bist du?« fragte Bloch, ohne sich umzudrehen. »Sag mir deinen Namen – bitte.« Er zitterte an allen Gliedern. Bloch dachte an eine grausame Wahrheit, doch er war zu feige, sich umzudrehen.

Bis er dieses schrille Pfeifen hörte. Und noch einen Laut vernahm er.

Als würde etwas Spitzes über einen anderen Gegenstand hinweggleiten und daran knabbern.

Beide Geräusche zusammen ergaben nur eine Lösung.

Ratten!

Bloch drehte sich diesmal hastig um. Die Flamme an der Fackel machte die Bewegung mit und geriet ein wenig aus der Richtung, so daß sie wie heißer Atem über sein Gesicht strich und die rechte Augenbraue versengte.

Viel mehr konnte er auch nicht erkennen, weil das tanzende Licht die Stelle, wo die Gestalt stand, noch nicht erreichte. Deshalb ging der Abbé einige Schritte vor. Er spürte dabei das Zittern und das weiche Gefühl in seinen Knien.

Auf dem Gesicht lag der Schweiß. Die Furcht vor dem Unabwendbaren ließ ihn nicht los, so ging er weiter vor und schob die tanzende Lichtinsel der Flamme immer mehr in die Richtung, aus der er die Geräusche vernommen hatte.

Der erste hatte gebrannt, der zweite brannte nicht, er war trotzdem kaum zu erkennen.

Gehen konnte er nicht mehr. Mit der linken Schulter stützte er sich an der Gangwand ab, und seine Gestalt befand sich in dauernder Bewegung. Das hatte einen Grund. Nicht nur er selbst bewegte sich, es waren vielmehr die Tiere, die auf ihm hockten.

Fette Tiere mit kurzen Beinen.

Ratten!

Die Freunde des Teufels. Tiere, die von den meisten Menschen gemieden wurden, die schon im Mittelalter die große Plage gebracht hatten, und sicherlich zählten sie auch zu den Wesen, die den Horror-Reitern gehörten, waren sie es doch letztendlich gewesen, die Hunger, Seuchen und Kriege über die damalige Menschheit gebracht hatten. In ihrem Troß waren stets die Ratten gekommen, und bis heute hatte sich nichts daran geändert.

Abbé Bloch stand da, ohne sich zu rühren. Durch seinen Kopf bewegten sich die Gedanken. Die Falle hatte die andere Seite sehr lange offen gehabt, jetzt war sie zugeschnappt.

Zwei seiner Freunde hatte es erwischt. Bloch konnte sich ausrechnen, wann er an der Reihe war.

Der Templer, der von Ratten so dicht bedeckt war, daß es aussah, als würde er einen grauen Fellmantel tragen, hieß mit richtigem Namen Josuah Franquet. Er war Anwalt von Beruf. Seine Praxis lag in Lille, die aber würde er nie mehr betreten. Die Ratten hatten sich bereits durch seine schützende Kleidung genagt.

Einen Arm streckte er aus, um sich noch einmal besser an der feuchten Wand abstützten zu können. Auch über diesen Arm rannten, zuckten und bewegten sich die häßlichen Tiere. Sein Gesicht war ebenfalls zerbissen worden. Als er zusammensackte, schickte er dem Abbé einen letzten Laut entgegen. Es war das Stöhnen, das ihn in den Tod begleitete.

Erst jetzt kam Bloch dazu, sich zu bewegen. Zuerst öffnete er den Mund. »Nein!« flüsterte er. »Nein, das ist nicht möglich. Das darf nicht sein. Ich kann es nicht zulassen!«

Er rannte plötzlich vor, seine Hemmungen waren wie weggeschwemmt worden. In einer Hand hielt er die Fackel, mit der anderen holte er den Silberpfahl hervor.

Abbé Bloch wurde zu einem rasenden Kämpfer, zu einer männlichen Furie. Mit der Fackel und dem Pfahl setzte er sich gegen die Ratten ein. Er traf einige Körper, sah auch welche verbrennen, dann zerteilte

er sie durch den spitzen Stab, er schrie dabei und betete in einem.

Die Ratten verschwanden.

Aufgeschreckt und schrill pfeifend huschten sie in ihre Löcher und Verstecke. Sie sprangen auch über den Kanal hinweg. Ihre fetten Körper klatschten auf die Steine, bevor sie schattenhaft von der Dunkelheit aufgesaugt wurden.

Das letzte Tier erwischte er mit einem Fußtritt. Es quiekte, als die Wucht es in die Höhe schleuderte. Der Abbé schaute nicht nach, wo sie liegenblieb. Äußerlich erschöpft und innerlich ausgebrannt lehnte er sich mit dem Rücken gegen die feuchte Wand und schaute auf den vor ihm liegenden Freund.

Niemand konnte ihm mehr helfen. Das Rattenheer hatte gründliche Arbeit geleistet.

Bloch schüttelte den Kopf. Das Grauen hielt ihn fest. Er kam sich vor wie ein Versager, und als er sich in Bewegung setzte, hatte er das Gefühl, seine Beine wollten nachgeben.

Vor seinem Freund fiel er auf die Knie. Josuah lag schräg auf dem Gehsteig neben dem Kanal. Seine Beine hingen noch über. Das Gesicht sah fürchterlich aus, und der Abbé schloß seinem Freund die Augen. Als er die Hand wieder zurückzog, sah er das Blut des Toten an seinen Fingern. Es klebte auch dann noch daran, als er Josuah die Hände gefaltet und auf der Brust zusammengelegt hatte.

Schwerfällig erhob er sich und nahm auch die Fackel wieder auf, die ein tanzendes Totenlicht abgab.

»Zwei habt ihr erwischt«, flüsterte er. »Zwei meiner Freunde…«

Der Abbé preßte die Worte hervor, wobei er hoffte, daß den anderen die Flucht gelungen war.

Er rief sich in Erinnerung, daß die beiden Toten zuletzt gegangen waren.

Dann hatten es die übrigen vielleicht geschafft!

Er hoffte für sie. An sein eigenes Schicksal dachte er dabei nicht, obwohl ihm längst klargeworden war, daß er sich in Gefahr befand.

Die Horror-Reiter oder Baphometh oder auch van Akkeren und seine Freunde hatten ihre Schlupfwinkel entdeckt, ohne daß ihnen selbst etwas dabei aufgefallen wäre.

Sie waren sehr geschickt vorgegangen, und sie würden auch weiterhin in den Gängen die Gegner jagen. Platz genug hatten sie.

Mit einem letzten traurigen Blick nahm der Abbé Abschied von einem Freund, bevor er sich zurückzog. Jeder wollte seinen Weg zum Ausgang gehen, auch er. Bloch mußte dorthin, wo sein erster Freund hergekommen und auch gestorben war.

Dieser Tunnel war schmaler. Durch den Kanal rann etwas Wasser.

Ein dünner Fluß, der aussah wie eine Brühe aus matt glänzendem Öl, wenn der Lichtschein darauffiel.

An den Geruch hatte sich der Abbé gewöhnt, an das Grauen würde er sich nie gewöhnen.

Wieder hörte er nur seine eigenen Schritte. Die Echos kamen ihm knirschend vor. Das Fackellicht spendete ausreichend Helligkeit, um ihn nicht stolpern zu lassen.

Auf halber Strecke der Ganglänge, das wußte Bloch, existierte eine Eisentür. Dahinter lag eine Treppe, die hoch in die Oberwelt führte. Sie endete an einer Bahnlinie. Sobald er in Sicherheit war, wollte er versuchen, sich mit seinen anderen Freunden in Verbindung zu setzen.

Soweit kam es nicht.

Er sah nicht einmal die Tür, als er plötzlich das unheimlich und hohl klingende Pfeifen hörte, das durch die Gänge des unterirdischen Labyrinths hallte.

Bloch blieb stehen.

Kalt rieselte es seinen Rücken hinab, als er dem Pfeifen lauschte.

Ein Geräusch, das einfach nicht in die Stille hineinpaßte, aber dennoch vorhanden war.

Wer pfiff so?

Ratten gaben ähnliche Töne von sich. Aber nicht so laut und heulend. Da mußten schon Hunderte zusammenkommen.

Bloch überlegte, ob er die Flamme löschen sollte. Er gab so ein sehr gutes Ziel ab, auf das seine Gegner sicherlich warteten.

Dennoch brachte er es nicht über das Herz und ließ die Fackel an.

So wartete er.

Der Pfiff erklang noch einmal.

Diesmal überraschte er den Abbé nicht, aber die Reaktion wunderte ihn und flößte ihm gleichzeitig Unbehagen ein.

Der Pfiff war kaum verhallt, als er das Trappern und Trippeln der kleinen Füße vernahm. Das mußten Hunderte oder vielleicht Tausende sein, die da über den Grund der Stollen, Gänge und Kanäle huschten. Füße, die klein waren, sich aber ungemein schnell bewegen konnte.

Eben Rattenfüße!

Der Abbé rührte sich nicht. Sein Gesicht schien ebenso steinern zu sein wie die Gangwand. Er dachte an die Ratten und daran, wie sie seinen Freund getötet hatten.

Sollte ihm das gleiche Schicksal widerfahren?

Es gab eigentlich keine bestimmte Richtung, aus der die Horde hervorströmte, aber eine kristallisierte sich bei genauerem Hinhören doch hervor.

Die Ratten rannten aus der Richtung herbei, die der Abbé ebenfalls gekommen war.

Das Trappern schwoll an.

Es war schon mit einem Brausen zu vergleichen. Dazwischen

vernahm er das Klatschen, wenn die fetten Körper aufeinanderfielen und sich gegenseitig umrannten.

Er wollte endlich sehen, in welch einer Gefahr er schwebte. Die Fackel gab ihm zu wenig Licht. Deshalb holte Bloch seine Lampe hervor und schaltete sie ein.

Der Strahl war ziemlich breit, auch sehr lichtstark, und er erfaßte das Grauen.

Sie kamen in einer breiten Reihe. Der Untergrund war nicht mehr zu sehen. Er wurde von der grauen Rattenflut bedeckt, die sich auch durch den Kanal in der Mitte wälzte und ihn ausfüllte.

Die Tiere nahmen keine Rücksicht. Schwächere wurden zertreten oder zerbissen und blieben liegen.

Die anderen aber walzten weiter.

Dem Abbé stockte der Atem. Diese Flut konnte niemand aufhalten, höchstens jemand, der ihnen einen aus Napalm bestehenden Feuersturm entgegenschickte.

Sie machten alles nieder, was sich ihnen in den Weg stellte. Bloch hatte noch einige Sekunden Zeit, bevor ihn die erste Welle erreichte.

Er preßte sich so hart es ging, bäuchlings gegen die Wand und wartete ab, was geschah.

Die Ratten wollten nicht ihn, aber sie mußten an ihm vorbei.

Bloch erlebte schreckliche Sekunden. Er spürte die Körper, wenn sie gegen ihn wuchteten, bevor sie weiterliefen. Manchmal auch die Zähne, die in seine Kleidung hackten, aber sie bissen sich nicht fest, und das war schon ein Vorteil.

Er hatte die Augen geschlossen. Seine Lippen bewegten sich, formulierten Worte, die er selbst nicht verstand. Er fühlte sich wie ein zu Stein gewordener Mensch. Sekunden kamen ihm vor wie Minuten. Und die Rattenplage fand unbeirrbar ihren Weg.

Auch an ihm vorbei…

Vorbei?

Der Abbé konnte es kaum fassen. Er spürte nicht mehr die Füße der Ratten an seinen Beinen, kein Körper sprang ihn an, die Tiere waren verschwunden.

Tief atmete er aus. Als er die Arme anwinkelte und sich von der Mauer abstieß, zitterten sie in Höhe der Ellenbogen. Auch er war fertig mit den Nerven und wäre fast in den Kanal gefallen, so weich waren ihm die Knie geworden.

Aber der Abbé gehörte zu der alten Garde der Kämpfer, die nicht aufgaben, solange sie noch lebten. Die Rattenplage hatte er überstanden, und er dachte wieder daran, was zuvor passiert war.

Da hatte er die Pfiffe gehört.

So schrill und unheimlich, als hätte sie ein Rattenkönig persönlich ausgestoßen.

Daran aber wollte er nicht glauben. Es mußte einen anderen geben, der an diesen kleinen, grauen, hungrigen Nagern Gefallen fand.

Aber wer?

Der Abbé dachte konzentriert nach. Er erinnerte sich an die vier Reiter der Apokalypse. Sie hatten den Tod, die Pest und die grausamen Plagen gebracht.

Unter anderem auch durch die Ratten…

Sein Gesicht wurde noch kantiger, die Gänsehaut dichter, denn er hatte etwas vernommen.

Hufschlag…

Genau aus der Richtung, aus der auch die Ratten und er gekommen waren. Noch sah er nichts, aber wenig später flammte es dort auf, wo der Gang in den anderen mündete.

Und dort standen sie!

Zwei Reiter der Apokalypse…

***

Ich war nicht zum Flughafen gefahren, sondern hatte Suko gebeten, ins Hotel zu kommen.

Als er vor mir stand, atmete er auf und schlug mir auf beide Schultern. »Toll, daß du noch vorhanden bist.«

»Wieso?«

»Wenn ich nicht bei dir bin, muß man bei dir schließlich mit allem rechnen.«

»Das hättest du auch bald können.«

»Wieso?«

Ich berichtete ihm, was mir widerfahren war, und Suko wurde leicht blaß. Die Wirtin kam, brachte Kaffee und zog sich mit lautlosen Schritten zurück.

»Mein lieber Schwan«, sagte Suko, »das ist ein Hammer. Steckt van Akkeren dahinter?«

»Ich nehme es an.«

»Gesehen hast du ihn nicht?«

»Nein.«

»Und was führt dich jetzt hierher?«

»Ich hatte dir ja schon am Telefon etwas angedeutet, aber ich will noch einmal zusammenfassen.«

Während Suko sprach, rauchte ich eine Zigarette und trank den Kaffee in kleinen Schlucken. Er schmeckte mir nicht besonders, einen Vergleich zu Glendas Getränk hielt er nicht aus, aber was sollte man machen? Auch Suko trank, verzog einige Male das Gesicht und berichtete von den vier lebenden Steinfiguren.

»Sie haben eine Aufgabe zu erledigen«, sagte er.

»Baphometh?«

»Sicher.«
»Und was haben sie mit ihm zu tun?« hakte ich nach. »Oder was könnten sie mit ihm zu tun haben?«
Suko hob die Schultern. »Das müßten wir hier in Paris herausfinden. Deshalb bist du ja schließlich gekommen.«
»Ja.« Ich grinste schief. »Nur frage ich mich, wo Baphometh steckt. Man hat ihn uns wieder abgenommen. Wenn wir ihn finden, dann haben wir auch die steinernen Wächter aus der Templer-Kirche in Soho.«
Suko schielte über den Rand der Tasse hinweg. »Wie groß ist Paris?« fragte er spöttisch.
»Zu groß.«
»Das scheint mir auch so.«
»Welche Möglichkeiten haben wir überhaupt?«
Ich hob die Schultern. »Wir müssen den normalen Weg gehen. Das heißt, den über die örtlichen Kollegen. Ich berichtete dir ja von dem Zeitungsartikel. Zwei tote Frauen in einem Krankenzimmer. Zum ersten die Mutter, zum zweiten die Krankenschwester, die sicherlich als Zeugin fungiert hat. Da müßten wir einhaken.«
Suko legte die Stirn in Falten. »Ich bin mehr für die tote Mutter.«
»Das ist klar. Wir sollten versuchen, in ihrer Vergangenheit etwas zu finden. Meiner Ansicht nach hat sie in irgendeiner Verbindung zur Hölle gestanden.«
»Zu Asmodis, Baphometh oder Beelzebub?«
»Ich tippe auf Baphometh.«
»Und trotzdem hat sie ihn geboren?« Suko war skeptisch. »Irgendwas gefällt mir daran nicht. Ich kann dir den Grund nicht nennen, denn bisher hieß es doch immer, van Akkeren sei derjenige, der Baphomeths Vertretung auf dieser Welt übernommen hat.«
Ich nickte. »Aber er hat nicht allzuviel erreicht.«
»Uns hat er ganz schön Ärger bereitet.«
»Ich gebe dir völlig recht. Viel ist aber nicht herausgekommen. Denk an das Richtschwert der Templer. Das haben wir ihm wegschnappen können. Und einen großen Coup hat er danach nicht gelandet.«
»Stimmt.« Suko trank einen Schluck Kaffee. »Irgendwie mag ich das Zeug nicht. Er schmeckt mir einfach nicht. Kommt der dir nicht auch bitter vor?«
»Vergleiche ihn nicht mit Glenda.«
»So meine ich das nicht einmal.« Suko schob die Tasse zur Seite.
Er stützte sein Kinn auf die Handfläche. Mit der anderen wischte er über sein Gesicht. »Ist es so warm, daß ich schwitzen müßte?« fragte er.
»Eigentlich nicht.«
Er nickte. »John, ich sage dir, da stimmt etwas nicht. Irgend jemand

will uns da reinlegen.«

Jetzt war auch ich mißtrauisch geworden, schaute auf den braunen Rest in meiner Tasse und stand auf.

Diese Bewegung war wie ein Hochhuschen. Im nächsten Moment drehte sich der Wintergarten vor meinen Augen. Suko kreiselte ebenfalls, die Tische auch, die Stühle, die Pflanzen in den Töpfen, und ich war froh, mich wieder auf den Stuhl fallen lassen zu können.

Mein Freund starrte mich an. Sein Gesicht sah ungewöhnlich aus.

Die Proportionen hatten sich verschoben. Der rechte Mundwinkel kippte ebenso weg wie das Auge. Auch schwankte er. Einmal vor, dann wieder zurück. Ich hörte seine Stimme.

»John, der verdammte Kaffee. Da hat uns jemand was hineingetan. Ich hätte auf Tee bestehen sollen…«

Nach diesen Worten rutschte er mit dem aufgestützten Arm ab und fiel auf die Tischplatte. Dabei kippte die Tasse. Sie drehte sich und blieb dicht am Rand des Tisches liegen.

»Ja, Ihr Freund hat recht gehabt. Ich habe etwas gemixt.«

Die Frauenstimme kannte ich, wußte aber im Augenblick nicht, zu wem sie gehörte. Mir gelang es, mich umzudrehen. Dabei bewegte ich mich wie ein gichtkranker Greis.

Die Wirtin sah aus wie ein Stock. So in die Länge gezogen, aber mit einem großen Kopf, der ballonartige Ausmaße angenommen hatte. Dennoch sah ich das Grinsen auf dem Gesicht.

»Manchmal sind Polizisten dumm!« keuchte sie. Jedenfalls hörte sich die Stimme so an. »Sehr dumm sind sie. Und ihr gehört zu den dümmsten Bullen, die mir je begegnet sind. Wenn man nicht alles selbst in die Hand nimmt, klappt nichts.«

Ich konnte mich noch halten, indem ich meinen linken Arm auf die Tischplatte gelegt hatte. Doch der Oberkörper pendelte schon vor und zurück. Als ich die Lehne spürte, blieb ich relativ ruhig sitzen. »Okay!« preßte ich hervor. »Okay, Sie haben uns geschafft. Eine… eine … Frage noch.« Das Sprechen fiel mir immer schwerer.

»Für wen… wen arbeiten Sie?«

»Er wird gleich hier sein.«

»Van Akkeren?«

Da lachte sie und ging zur Seite. Ich hatte den Eindruck, als würde sie dabei an einem Gummifaden hängen und mit den Füßen am Fußboden festkleben.

Mir ging es verdammt schlecht. Wenn ich Luft holte, hatte ich den Eindruck, als würden die Lungen nur halb gefüllt. Mein Kopf brannte. Hinter der Stirn hämmerte und tuckerte es. Die Umgebung bewegte sich immer stärker. Der Fußboden stieg hoch. Ich beugte mich zur Seite und wollte ihn fassen.

Erst als ich bäuchlings auf ihn fiel, stellte ich fest, daß ich einer

optischen Täuschung erlegen war. Mit Schulter und Stirn schlug ich auf, bevor ich zur Seite rollte. Den Schmerz spürte ich kaum, weil mein Kopf mit Gummi gefüllt war.

Die Wellen trugen mich. Mal schwebte ich oben, dann raste ich hinab in das Tal. Aber ich wurde nicht bewußtlos. Dafür stieg mein Magen hoch in die Kehle. Ich würgte, meine Augen waren weit aufgerissen, die Zunge hing aus dem Mund.

Ich gab ein Bild des Elends ab!

Die Wirtin kam näher.

Sie besaß normalerweise dünne Beine. Ich konnte sie sehen, sie waren so dick geworden, als müßten sie einen Elefanten tragen!

Dann beugte sie sich zu mir herab. Ihre Hand tastete über meinen Körper. Mir kam es vor, als würde mich eine Schlange berühren. Sie faßte sehr zielsicher unter mein Jackett und bekam die Beretta zwischen ihre Finger. Ein leiser Triumphschrei löste sich aus ihrem Mund, als sie mir die Waffe dicht vor mein Gesicht hielt.

Einen Moment später berührte sie meine Stirn. »Ich würde gern abdrücken!« versprach sie flüsternd. »Aber ich darf es nicht. Du hast Glück gehabt, Engländer. Viel Glück…«

Es war mir in dieser Lage egal, ob sie abdrückte oder nicht. Ich fühlte mich einfach zu schlecht.

Aber sie verschwand.

Wahrscheinlich hatte ich das Klingeln überhört. Wenig später erschienen andere Personen.

Eine davon erkannte ich trotz meiner miesen Verfassung und obwohl sein Gesicht sich so verzerrt hatte, daß es schon aussah wie der Kopf eines Haifischs.

Es war Vincent van Akkeren!

»Sinclair, so treffen wir uns wieder!« sagte er und lachte, und dieses Lachen begleitete mich hinein in die tiefen Schächte der Bewußtlosigkeit…

***

Die Apokalypse hatte sich nicht geirrt!

Abbé Bloch starrte die beiden Horror-Reiter an, die wie Standbilder wirkten, dennoch ein Grauen abstrahlten, das an die Kälte eines Friedhofs erinnerte.

Die beiden Gestalten sperrten den Tunnel ab. Sie saßen auf nachtschwarzen Pferden, die nur mehr aus Knochen zu bestehen schienen, über die schwarzes Fell gezogen worden war. Vor den aufgerissenen Mäulern der Gäule dampfte ein feuriger Atem, der wie roter Nebel aussah und sich verteilte.

Bewaffnet waren die Reiter ebenfalls. Sie trugen lange Lanzen.

Ihre eigentlichen Körper waren nicht zu sehen, da diese in

nachtschwarzen Rüstungen steckten. Auf der Brust waren sie jeweils stärker gepanzert, und dort leuchtete auch ein Buchstabe.

Einmal das A, beim zweiten Reiter das B. Zu diesem Reiterquartett gehörten noch zwei, die Buchstaben auf den Panzern trugen.

Diese bildeten zusammen das Wort AEBA!

Ein Begriff, der in schwarzmagischen Kreisen große Macht besaß.

Wer AEBA sah, bekam Angst, denn er kannte auch zumeist die ungebrochene Macht dieser Wesen.

Man sagte ihnen nach, daß hinter ihnen gewaltige Götter der Magie standen, die auch beim Aufbau der Hölle mitgewirkt hatten.

A für Astaroth!

E für Eurynome!

B für Baal!

A für Amducias!

So lauteten die Namen. Und sie hatten bereits in der Vergangenheit Furore gemacht. Albrecht Dürer hatte sie in seinem Gemälde der Apokalypse erwähnt, sie schienen unsterblich zu sein, und sie erschienen immer dann, wenn sich etwas Großes anbahnte.

Wie jetzt!

Der Abbé wischte über sein Gesicht. Er hatte sich noch in der Gewalt, und er wußte auch, daß er auf keinen Fall die Nerven verlieren durfte. Diese Reiter waren gekommen, um zu vernichten. Und wo zwei erschienen, waren die anderen beiden nicht weit.

Sie rührten sich nicht. Wie Standbilder des Schreckens wirkten sie.

Nur der rote Feuerschein vor den Mäulern der Tiere hüllte sie ein und ließ ihre Gestalten erkennen.

Bloch mußte weg. Er hatte die Tür noch nicht erreicht. Wie viele Schritte es bis zu diesem Zwischenziel waren, konnte er ebenfalls nicht sagen, er machte aber den Anfang und zog sich vorsichtig zurück. Dabei schleifte er mit dem Rücken über die rauhe Steinwand.

Das Geräusch irritierte ihn, wurde jedoch von den Reitern nicht wahrgenommen. Jedenfalls reagierten sie nicht darauf.

Plötzlich blieb der Abbé stehen. Wieder hatte er das hohle Klappern der Hufe vernommen. Diesmal jedoch aus der anderen Richtung. Er ging noch ein paar Meter vor und drehte sich um.

Da kamen die anderen beiden Reiter.

Auch sie hockten auf rabenschwarzen Knochenpferden, deren Mäuler und Nüstern vom Feueratem umweht wurde. Aber sie waren nicht allein, denn sie begleiten den, um den es eigentlich ging.

Baphometh!

Der Kind-Dämon war nicht gewachsen. Er wirkte vor den Reitern noch kleiner. Das zuckende Feuer aus den Mäulern schwebte wolkenartig über ihn, ohne ihn zu verbrennen.

Er war ein Baby, doch das Gesicht hatte nichts Kindliches mehr an

sich. Er war der Kopf eines Erwachsenen. Die Augen zeigten alle Bosheit der Welt.

Auf der breiten Stirn wuchsen die kleinen Hörner noch stärker hervor. Es würde nicht mehr lange dauern, dann hatten sie die Haut durchstoßen. Das teuflische Kind trug schwarze Kleidung. Es bewegte sich beim Gehen noch ungelenk, und es wurde von seinen vierbeinigen Freunden begleitet, die sich um Baphometh bewegten, als wollten sie ihm bei jedem Schritt, den er ging, huldigen.

Vierbeinige Freunde waren die Ratten!

Zu Hunderten waren sie aus ihren Verstecken gekommen und durch den Tunnel gejagt. Sie hatten ihn mit ihren zuckenden, wirbelnden und rollenden Leibern ausgefüllt, um den zu empfangen, den sie jetzt begleiteten.

Baphometh fühlte sich wohl zwischen ihnen. Er wurde von diesen Biestern auch nicht angegriffen und kam sich vor wie ein kleiner König inmitten des Grauens.

Wieder dachte Bloch an die Szene am Fluß. Sie hatten ihn gehabt, er hatte den Pfeil nur in den Körper zu stoßen brauchen, und alles war anders gelaufen.

Glühende Lassos waren durch die Luft geflogen, hatten den Sarg geholt und vor Blochs Augen in die Höhe gerissen.

Glühende Lassos. Geschleudert von den vier Horror-Reitern, die sich auch in diesem Tunnel befanden.

Bloch war kein Selbstmörder. Er dachte nur daran, daß die Reiter auch jetzt ihre Lassos einsetzen konnten. Dann wäre er ebenfalls ein Gefangener gewesen.

Er lief schneller.

Es war ihm egal, was Baphometh und die Reiter dachten. Er wollte nur die Eisentür erreichen, die nicht abgeschlossen war. Seine Schritte hallten durch den engen Tunnel, und er vernahm plötzlich einen wütend klingenden Schrei oder Befehl.

Ausgestoßen hatte ihn Baphometh!

Da fiel der Abbé gegen die Tür, verpaßte die Klinke, bekam sie dennoch zu fassen und drückte sie nach unten.

Mit der Tür zusammen schwang er herum, stolperte in den dahinterliegenden schmalen Flur, knallte die Tür wieder zu und legte von innen den Riegel vor.

Tief atmete er durch. Die Fackel hatte er mitgenommen, hielt sie hoch und sah auch die rostige Eisenleiter neben einem leeren Geräteschrank in die Höhe führen.

Hinter ihm hämmerten die Ratten gegen die Tür. Es waren Geräusche, die Panik machen konnten. Die Ratten sprangen dagegen, aber die Tür bestand aus Eisen und hielt den Angriffen stand.

Allerdings würden die Horror-Reiter mit ihren Waffen das Eisen im

Höllenfeuer schmelzen können, deshalb verlor der Abbé auch keine Zeit und hetzte die Leiter hoch.

Die Sprossen waren nicht sehr breit und rostig, so daß der Abbé ein paarmal ausruchte. Mit einer Hand hielt er die Fackel, nur mit der Rechten griff er nach.

Über ihm malte sich schwach der Umriß des Ausstiegs ab. Es war kein runder Gullydeckel, sondern eine quadratische Klappe, die er mit dem Schulterknochen leicht in die Höhe schieben konnte. Als ihm frische und kühle Nachtluft ins Gesicht wehte, atmete er zum erstenmal richtig durch, stemmte sich ab und schwang seinen Oberkörper hoch. Die Fackel benötigte er nicht. Voller Wut schleuderte er sie wieder zurück. Als glühender Schweif trudelte sie in die Tiefe, und der Abbé sah plötzlich den gewaltigen Feuersturm, der den Schacht ausfüllte und auch ihm entgegenraste.

Gedankenschnell zog er sich zurück. Er hatte auch den Schatten eines Reiters erkennen können. Für ihn war die Tür kein Hindernis gewesen. Trotz seiner Eile fand Bloch noch die Zeit, die Luke wieder zuzuwuchten. Das dabei entstehende Geräusch war für ihn wie ein festlicher Glockenklang.

Er konnte entkommen!

Einige Schritte lief der Templer zur Seite und schaute sich um. In der Nähe liefen die Gleise entlang. Sie führten über einen Damm und waren zu Bloch hin durch eine Mauer getrennt.

Ein Zug donnerte heran.

Er kam wie ein stählernes Monster, das immer länger und auch lauter wurde.

Als fauchende, bösartige Schlange rauschte der Zug vorbei. Die einzelnen Abteile waren erhellt, aber wegen der hohen Geschwindigkeit nicht mehr getrennt, so daß sie auf den Abbé wirkten wie eine hellen Lichtleiste.

Er lief in entgegengesetzter Richtung davop, dann er wollte zum Treffpunkt gelangen.

Immer wieder blickte er sich um. Die Horror-Reiter waren auch für ihre Gnadenlosigkeit bekannt. Sie ließen kein Opfer am Leben.

Die Gegend war öde. Sie besaß den Charakter verlassener, alter Vorstadtbahnhöfe. Der Weg wurde noch schlechter. Kein Asphalt bedeckte ihn mehr. Die Mauer zog sich rechts des Templers wie ein langer Schatten hin, der nie abreißen wollte.

Er erreichte einen Platz, auf dem einige Baracken standen. Von verschiedenen Seiten konnte der Platz von Trucks angefahren werden, die auch nahe der Baracken parkten, um am anderen Morgen beladen zu werden.

Der Abbé tauchte in die Schatten der abgestellten Lastwagen. Danach dauerte es nicht lange, bis er die Straße erreichte, die zum Seine-Ufer

hinführte.

Sie besaß schmale Gehsteige. Die ersten Häuser wuchsen neben ihm in die Höhe. Hinter manchen Fenstern brannte Licht. Er sah auch Gestalten in den Nischen der Haustüren. Manchmal leuchtete die Glut einer Zigarette auf wie ein ferner, roter Stern.

Niemand hielt ihn auf.

Seine Schritte hämmerten auf dem Belag. Er lauschte den Echos, hörte ein leises Lachen aus einem offenen Fenster schallen und sah den Schatten einer kaum bekleideten Frau.

Ihr Treffpunkt lag in der Nähe. Es war ein altes Gartenhaus, das in einem kleinen Park stand, der eine Insel im Häuserwirrwarr bildete. Auch im Winter, wenn die Büsche kahl waren, wuchsen sie noch so dicht, daß sie den Blick auf das kleine Gartenhaus verwehrten. Der Abbé übersprang die Ecke, er landete auf weichem Boden.

Die Umrisse des Gartenhauses standen vor ihm. Es war fünfeckig gebaut worden. Das Dach bestand aus Holz, war zum Teil zerstört und eingefallen.

So leise wie möglich bewegte sich Bloch auf das Haus zu, in dem sich nichts regte.

Vor dem Eingang blieb er stehen und wollte seine Freunde rufen, als er das Flüstern vernahm.

»Abbé?«

Der Templer entspannte sich. Ihm fiel ein Stein vom Herzen, denn die Stimme gehörte einem seiner Freunde.

»Ich bin hier.«

»Komm zu uns.«

Bloch betrat das Gartenhaus. Aus der Dunkelheit streckten sich ihm helfende Hände entgegen, die ihn führten. »Wir warten noch auf die anderen beiden, Abbé.«

Bloch blieb stehen. »Sie werden nicht kommen.«

»Wieso…?«

»Muß ich noch weiter davon sprechen?«

Das Schweigen stand zwischen ihnen. Die beiden anderen Templer wußten Bescheid. Nein, der Abbé brauchte nichts mehr zu sagen. Sie waren jetzt nur mehr zu dritt.

»Sind sie schlimm gestorben?«

Blochs Augen hatten sich an die Finsternis gewöhnt, so daß er die Gesichter seiner Freunde erkennen konnte. Sie sahen sehr blaß und fleckenhaft aus. »Ja«, flüsterte Bloch, »sie haben leiden müssen. Baphometh und seine Helfer kennen keine Gnade.«

»Er hat Helfer?«

»Sicher.«

»Wer steht ihm denn zur Seite?«

»Die Horror-Reiter und eine Armee von Ratten. Er ist in seinem

Element.«

Die Templer schwiegen. Sie hingen ihren eigenen Gedanken nach.

Schließlich fragte einer: »Was können wir tun?«

Niemand sah das Schulterheben des Templers. »Nichts, fürchte ich. Wir haben eine Niederlage erlitten und sind zurückgeschlagen worden. Das ist im Moment unser Schicksal.«

»Und John Sinclair?«

»Ich werde zu ihm fahren, wenn es hell geworden ist. Mit einem aber müssen wir uns abfinden, Baphometh wurde wiedergeboren, und wird zusammen mit van Akkeren versuchen, seine Herrschaft auszuweiten. Uns stehen schwere Zeiten bevor…«

***

Die schweren Zeiten lagen hinter uns, aber davon hatten wir nichts bemerkt, wenigstens ich nicht, denn die Bewußtlosigkeit war tief und fest gewesen.

Zu vergleichen mit einem totenähnlichen Schlaf, aus dem ich irgendwann erwachte und feststellen mußte, daß etwas Kühles über mein Gesicht strich. Zuerst dachte ich an einen nassen Lappen oder die Zunge eines Tieres, bis mir bewußt wurde, daß diese Kühle keinen Druck ausübte und es sich um den Wind handeln mußte.

Also lag ich im Freien.

Ich öffnete die Augen!

Über mir sah ich einen düsteren Himmel, auf dem einige Sterne wie Diamantsplitter funkelten. Unter mir spürte ich Holz.

Dennoch fror ich.

Ich wollte meine Arme bewegen und wußte nicht, wo sie sich befanden. Der Wille war da, aber es half nichts. Ich schaffte es einfach nicht, diese Sperre zu überbrücken.

Der Geist war willig, das Fleisch jedoch schwach.

Und so blieb ich liegen.

Still, starr, regungslos. Meine Gedanken irrten durch den Kopf.

Ich rechnete mit vielen Möglichkeiten, schaute wieder hoch zu den Sternen und vernahm ein Flüstern.

Jemand rief meinen Namen.

Ich konzentrierte mich auf die Stimme, bis mir einfiel, daß Suko gerufen hatte.

»Du bist es, Suko?«

»Ja.«

»Verflixt, wo sind wir? Kannst du mich rausholen? Ich schaffe es nicht, mich zu bewegen.«

»So ergeht es mir auch.«

Ich schluckte. »Das Teufelszeug, das wir getrunken haben, war verdammt stark.«

»Ein Nervengift. Es lähmt nur unsere Bewegungen. Hast du schon an dir herabgeschaut?«

»Nein, wie sollte ich?«

»Man hat uns umgezogen. Wir tragen jetzt schwarze Kleidung, als würden wir zu einer Beerdigung gehen.«

»Moment, Alter.« Ich startete einen Versuch und schielte liegend an meinem Körper entlang.

Mein Freund hatte sich nicht geirrt. Wir trugen tatsächlich eine andere Kleidung. Dunkle Anzüge, helle Hemden und Krawatten.

»Schön, nicht?«

»Ich weiß nicht, Suko. Mir scheint, daß man noch einiges mit uns vorhat.«

»Und ob.«

Zwischen uns entstand eine kleine Sprechpause. Der Wind fuhr wieder über mein Gesicht. Er spielte auch mit den in der Nähe wachsenden Bäumen, denn ich hörte ein bekanntes Rascheln, wenn Zweige oder Blätter bewegt wurden, die auch im Winter nicht abgefallen waren.

»Und wo befinden wir uns hier?« fragte ich. »Hast du das herausfinden können?«

»Nicht genau.«

»Sag es trotzdem.«

Ich hörte Suko leise lachen. »Ich habe einfach das Gefühl, auf einem Friedhof zu liegen.«

Ich schluckte und ließ mir Sukos Bemerkung durch den Kopf gehen. »Wie kommst du darauf?«

»Weil man Särge gern auf einen Friedhof stellt.«

Das war der zweite Schock innerhalb weniger Minuten. »Särge«, murmelte ich und schluckte. »Du bist dir sicher?«

»Fast.«

»Kannst du den Kopf drehen.«

»Nein, nur die Augen bewegen. Schau mal nach rechts und links. Siehst du den Schatten?«

»Moment.« Ich verdrehte die Augen und mußte Suko recht geben.

Die Schatten waren tatsächlich vorhanden. Nicht sehr hoch, gerade so wie ein Sargrand. Direkt gelang es mir nicht, über ihn hinwegzuschauen, aber von der Hand zu weisen war es nicht. Also machte ich mich mit dem Gedanken vertraut, in einem Sarg zu liegen.

Nicht zum erstenmal, wie ich bemerken möchte. Aber daran gewöhnen würde ich mich nie. In einem Sarg zu liegen, auch wenn er offen war wie hier, hat immer etwas Unheimliches, Makabres an sich. Ein Sarg ist das letzte Haus, aus dem es kein Entrinnen mehr gibt, wenn es einmal ein Dach bekommen hat.

Das Dach fehlte bei uns. Die andere Seite hatte die Särge bewußt

nicht geschlossen. Über die Gründe würden wir sicherlich noch informiert werden. Zuvor aber tat sich nichts.

Wir konnten dem Wind lauschen, der über das Gelände wehte und den Geruch von feuchter Erde mitbrachte.

Ich hörte das Klopfen meines Herzens und achtete auf den Rhythmus. Er hatte sich nicht verändert. Das Gift lähmte nur unsere Aktivitäten, alles andere arbeitete normal.

Wenn unsere Gegner erschienen, würden wir alles mitbekommen, ohne uns wehren zu können.

Das war das Schlimme an der Sache.

Aber noch tat sich nichts. Wir hatten Zeit, uns über unsere Lage Gedanken zu machen.

»Was könnten sie mit uns vorhaben?« fragte ich leise.

Suko lachte. »Was macht man schon mit Menschen, die in Särgen liegen? Man begräbt sie.«

Der Gedanke daran war mir auch gekommen. Ich schob ihn vorerst zur Seite und erwiderte: »Das hätten die Typen bequemer haben können. Weshalb hat man die Särge offengelassen und uns nicht begraben. Wir hätten nichts davon bemerkt!«

»Richtig. Vielleicht wollten sie warten, bis wir erwacht sind, damit wir alles mitbekommen.«

»Stimmt, Suko. Das traue ich Baphometh ohne weiteres zu.«

»Du vergißt unseren Freund. Rede nicht nur von diesem verdammten neuen Dämon.«

»Ja, van Akkeren spielt eine wichtige Rolle. Ich aber glaube eher, daß Baphometh hier zu sagen hat. Sie haben ihn van Akkeren vor die Nase gesetzt. Die Hölle will aus ihrer Isolation. Die Menschen bringen nicht genug, das ist meine Ansicht. Denk mal nach, was sie allein an den abtrünnigen Templern hat. Das ist eine Macht, Suko. Wenn Baphometh sie auf seine Seite zieht und van Akkeren möglicherweise die Templer-Schätze findet, hinter denen er her ist, kann das zu einer Katastrophe kommen, denn damit wäre ihm einiges in die Hand gegeben worden. Das müssen Hunderte von Millionen sein, wenn nicht Milliarden.«

»John, deine Zukunft sieht düster aus.«

»Ich bin nur Realist.«

»Versuch mal, ob du dich aufrichten kannst!« flüsterte Suko. »Bei mir klappt es nicht.«

Ich strengte mich an, aber ich schaffte es nicht, »Sorry, Alter, das ist nicht drin.« Ich holte tief Atem. »Wenn ich diese Wirtin noch mal zwischen die Finger bekommen sollte, mache ich aus ihr einen Kleiderständer, darauf kannst du dich verlassen.«

»Ja, und ich hänge sie auf.«

Unser Gespräch versickerte. Ich spürte allmählich die Kälte in den

Knochen, und auch die Härte unter mir machte mir zu schaffen. Es wurde Zeit daß sich etwas tat.

Und das geschah.

Suko vernahm es zuerst. Er warnte mich mit seiner flüsternden Stimme. »John, da kommt etwas auf uns zu.«

»Schritte?«

»Ja und nein. Es ist mehr ein Schleichen, aber es wird lauter.«

Mein Freund schwieg, so daß auch ich mich konzentrieren konnte und ebenfalls stark lauschte.

Suko hatte sich nicht getäuscht. In der Tat kam da etwas auf uns zu. Wir hörten es, wir sahen es nicht, und unsere Spannung wuchs.

Ich schielte wieder in die Höhe und sah über mir eine Bewegung und auch an der Stelle, wo meine Füße lagen und der Sarg aufhörte.

Eine Gestalt erschien.

Sie tauchte wie ein unheimliches Gespenst aus der Dunkelheit des Friedhofs auf. Sie war groß, wuchtig, konnte sich trotzdem lautlos bewegen und erinnerte an ein Monster aus Stein.

Suko sah das gleich, und er gab auch den Kommentar ab. »John, es sind die Wächter!«

Ja, daran bestand kein Zweifel. Wir hatten Besuch von denen bekommen, die eigentlich hätten in der alten Templer-Kirche mitten in Soho liegen müssen.

Die alten Templer-Ritter!

Eine Gänsehaut rann über meinen Rücken. Ich lag wehrlos vor diesem Unheimlichen, der sich am Fußende meines Sargs aufgebaut hatte. Suko starrte ebenfalls auf eine dieser Gestalten, und über mein Gesicht huschte ein Schatten.

Da wußte ich, daß sie sich auch ans Kopfende der Totenkiste begeben hatte und dort Wache hielten.

Stumm blieben sie stehen.

Obwohl die Finsternis über dem Friedhof lag, konnten wir die Wächter gut erkennen. Sie hoben sich vom Hintergrund ab, aber sie sahen anders aus als in der alten Kapelle. Zwar noch so groß und hoch, aber längst nicht mehr so steinern.

Irgend etwas war mit Ihnen geschehen.

Ich sprach Suko darauf an. »Was meinst du? Sind das die gleichen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du hast also auch Zweifel?«

»Ein wenig. Allerdings darfst du nicht vergessen, daß wir in der Kirche nur ihre Gräber gesehen haben und nicht sie selbst. Sie lagen in den Gräbern versteckt, und die Figuren dienten praktisch nur als Verzierung. Das hier sind die echten.«

Noch war alles ein wenig durcheinander, aber Suko hatte im Prinzip recht. Diese Wächter waren nicht mit den Steinfiguren identisch, die

in der Templer-Kirche lagen.

Aber was hatten sie mit uns vor? Standen sie auf der Seite Baphomeths und damit auch auf der Vincent van Akkeren?

Sicher war ich mir nicht, denn ich ging davon aus, daß man in der Kirche die alten Templer-Ritter begraben hatte, die vor Jahrhunderten im Kampf gefallen waren. Dabei kam es immer darauf an, auf welcher Seite sie gestanden hatten. Gehörten sie dem Ur-Orden an, so konnte ich sie schlecht als Feinde bezeichnen.

Ich betrachtete sie mir genau. Sie rührten sich zwar nicht, dennoch wirkten sie nicht so steinern wie irgendwelche Grabfiguren, die man auf einem Friedhof findet. Mir kamen sie vor wie Menschen, die sich lange, grüne Kutten übergestreift hatten und wie Mönche wirkten, die darauf warteten, in ihre Kirche treten zu können, um sich zum Morgengebet hinzuknien. Von den Gesichtern sah ich nichts, weil die über die Köpfe gestreiften Kutten sie völlig verdeckten. Sie schienen weder Mund, Augen noch Nase zu besitzen, waren gesichtslose Wesen, die dennoch lebten und von einer fremden, magischen Kraft geleitet wurden.

»John, du kannst denken, was du willst. Ich rechne sie mehr zu Baphomeths Seite.«

»Und weshalb?«

»Weil sie an dem Tag erschienen sind, an dem auch Baphometh geboren wurde. Ganz einfach.«

»Da könntest du recht haben.«

»Mach dir also keinerlei Illusionen, was ihre Funktion angeht. Die sind eher Gegner als Helfer.«

Mir reichte Sukos Pessimismus, deshalb hielt ich sicherheitshalber den Mund.

Und wieder verging Zeit. Die Kälte nahm zu, unsere Bewegungsunfähigkeit aber blieb.

Weder Baphometh noch van Akkeren ließen sich blicken. Sie schienen unbegrenzt Zeit zu haben.

Und dann hörten wir das Flüstern. Es war ein sehr leises Sprechen, so daß wir uns anstrengen mußten, um es überhaupt zu verstehen. Mehr ein Raunen, und es wurde auch nicht lauter, weil vier Münder sich bewegten. Ich sah die Figur am Fußende des Sarges stehen und reden. Dabei tat sich innerhalb des Gesichts etwas. Es entstanden Bewegungen und ein hellerer Fleck.

»Wir sind gekommen, um ihn zu sehen. Wir haben gehört, daß er wiedergeboren wurde. Deshalb mußten wir den alten Friedhof hier besuchen. Wir sind diejenigen, die gekämpft haben, deren Geister in den Zeiten verschollen sind, aber nun gerufen wurden, um unserer Aufgabe nachzukommen. Wir werden ihn empfangen. Wir kennen ihn, wir kennen seine Helfer. Es hat sich nichts geändert…«

Suko und ich hatten den Worten atemlos gelauscht. Auch jetzt, als keiner der Wächter mehr redete, konnten wir uns keinen Reim auf die Geschichte machen. Eines aber stand fest. Diese vier Wächter mußten etwas mit Baphometh zu tun haben, das tief in der Vergangenheit seinen Ursprung besaß.

Ich sprach sie direkt an. »Wer seid ihr?«

Zu meiner großen Überraschung bekam ich eine Antwort.

»Baphomeths Totenwächter.«

»Und was wollt ihr hier?«

»Wir werden ihn empfangen.«

»Wann kommt er hierher?«

»Irgendwann wird er erscheinen, mehr kann ich euch dazu nicht sagen. Irgendwann…«

Das war mehr als vage, aber die Zeit schien sich nicht so lange mehr hinzuziehen, denn abermals vernahmen wir Geräusche, die im ersten Moment nicht zu identifizieren waren.

Wir hörten ein geheimnisvolles Rascheln, ein leises Tappen, das sich über dem Boden fortbewegte und auch an Lautstärke zunahm.

Ich hatte darüber nachgedacht, ob man mir wohl die Waffen gelassen hatte. Die Beretta nicht, sie befand sich leider in den Händen der verräterischen Wirtin. Aber wie sah es mit dem Kreuz und dem Dolch aus?

Van Akkeren konnte es anfassen. Sein Gesicht hatte ich noch gesehen. Er war in das kleine Hotel gekommen, um sich von unserer Niederlage zu überzeugen.

Von außen her bekam der Sarg, in dem ich lag, einen Stoß. Dann kratzte etwas über das Holz, und einen Moment später lugte ein spitzer Kopf mit einem schmalen Gesicht über den Rand nahe meiner Füße.

Es war der Kopf einer Ratte.

Ich wußte Bescheid, denn Baphometh befand sich auf dem Weg, um mit uns abzurechnen…

***

Die beiden Getreuen hatten den Abbé überreden können, nicht bis zum Morgen zu warten, sondern das Ziel direkt anzugehen. Sie wollten zu dem Hotel fahren, in dem John Sinclair abgestiegen war.

Paris war in dieser Nacht ein gewaltiger Moloch. Düster und unheimlich. Ein Tunnel, der alles schluckte, auch das Licht der Scheinwerfer oder das der Lampen.

Es gab nicht oft so finstere Nächte innerhalb eines Jahres, diese hier gehörte dazu.

Eine Nacht, in der einfach etwas passieren mußte, wo viele Menschen nicht schlafen konnten, wenn sie sensitiv veranlagt waren

und irgendeine Gefahr spürten.
Eine Nacht für Baphometh!
Er hatte sie auch reichlich ausgenutzt und zwei seiner Gegner töten lassen.
Ein wahrlich makabrer Einstand!
So rollte der kleine R4 durch Paris. Der Abbé fuhr nicht. Er saß auf dem Beifahrersitz und starrte gegen die Scheibe, über die hin und wieder von außen die Wischer putzten, um die Feuchtigkeit zu vertreiben. Der Fahrer kannte sich aus. Er nahm Abkürzungen und rollte in die Gassen, die selbst für den nicht gerade breiten R4 fast noch zu schmal waren.
Mitternacht lag hinter ihnen. Ein neuer Tag hatte begonnen. Was er bringen würde, wußte niemand.
Vielleicht wieder den Tod, wieder das Grauen? Niemand kannte die Pläne des neuen Dämons. Er konnte dank seiner Kraft die Welt kippen, aber er würde sich, davon ging der Abbé aus, zunächst auf die Templer konzentrieren und das fortführen, was er in der Vergangenheit begonnen hatte.
Sie bogen in die Straße ein, in der auch das Hotel lag. Auch hier bestand das Pflaster aus Katzenköpfen. Hin und wieder zeigte es Lücken. Die Reifen rollten darüber hinweg.
Lichtquellen gab es nicht viele in der Straße. Eine davon befand sich auf der rechten Seite. Es war die Leuchtreklame des Hotels. Sie strahlte in einer matten Farbe.
Was in Paris selten war, das passierte hier. Die drei Templer fanden einen Parkplatz nicht einmal weit von dem Eingang des Hotels entfernt. Sie brauchten nur einige Schritte zurückzulaufen, um das Ziel zu erreichen.
Der Motor verstummte mit einem leisen Nachdrehen. Als der Fahrer die Tür öffnen wollte, legte ihm der Abbé seine Hand auf den Arm. »Nein, laß es.«
»Wieso?«
»Ich möchte allein gehen.«
Der Mann wurde blaß. »Ich verstehe den Grund nicht. Wenn man auf dich wartet, Abbé…«
Der Templer schüttelte den Kopf. »Ich bin darauf vorbereitet. Ich möchte aber, daß ihr mir Rückendeckung gebt.«
»Dann müßten wir auch um das Haus herum«, meldete sich vom Rücksitz her der zweite.
»Sucht bitte nach einer Möglichkeit.« Bloch öffnete die Tür und schwang sich aus dem Wagen, Seine Bewegungen wirkten müde, abgespannt. Das änderte sich, als er auf dem schmalen Gehsteig stand und den Blick nach vorn richtete.
Da lief ein Ruck durch seine Gestalt. Er straffte sich, und es sah so

aus, als hätte er einen Entschluß gefaßt. Mit zielsicheren Schritten lief er auf den Eingang zu.

Die Tür bestand aus Glas. Nicht allein über ihr brannte Licht, auch dahinter im Foyer sah er es schimmern.

Eine Frau durchquerte den Raum. Sie trug ein graues Kostüm, schaute nicht zum Eingang hin und wurde erst aufmerksam, als der Abbé gegen das dicke Glas klopfte.

Die Frau blieb stehen und drehte den Kopf.

Sie mußte den Mann sehen, traf jedoch keine Anstalten, der winkenden Gestalt die Tür zu öffnen.

Bloch klopfte noch einmal und hatte Erfolg, denn die Frau kam auf ihn zu. Er konnte ihr Gesicht besser erkennen. Obwohl in den Augen ein fragender Ausdruck lag, entdeckte er die Verkniffenheit und auch den verbissenen Ausdruck.

Sie unterhielten sich durch eine Sprechanlage an der Seite. »Was wünschen Sie, Monsieur?«

»Sie haben ein Hotel. Ich möchte ein Zimmer.«

»Jetzt noch?«

»Ja, ich bin fremd hier und…«

Die Frau überlegte. Der Abbé versuchte, ein harmloses Gesicht zu machen. Er lächelte freundlich.

»Wo haben Sie denn Ihr Gepäck, Monsieur?«

»Im Wagen.« Bloch drehte sich. »Er parkt ein wenig abseits, einige Schritte von hier entfernt. Wenn ich vielleicht das Zimmer sehen dürfte, wäre es mir sehr lieb.«

»Gut, ich schließe auf.«

Der Templer trat sehr schnell ein, bevor die Wirtin es sich anders überlegen konnte. Eine mollige Wärme empfing ihn. Sie tat gut, und er ging auch über einen weichen Teppich bis vor zur halbrunden Rezeption aus Holz.

Die Frau überholte ihn. »Ich bin Madame Cinaire. Wenn Sie sich bitte eintragen würden, Monsieur…«

»Bloch. Ich heiße Bloch.«

»Bitte sehr.« Sie war hinter die Rezeption getreten und schob ihm den Anmeldezettel zu.

Der Templer schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid, Madame, aber ich möchte kein Zimmer bei Ihnen mieten.«

»Nicht?« fragte sie erstaunt.

»So ist es.«

»Weshalb sind Sie dann gekommen?«

»Weil ich mit einem Gast sprechen möchte, der bei Ihnen wohnt, Madame.«

»Wer ist es?«

»John Sinclair.«

Madame Cinaire erwiderte zunächst nichts. Sie schob nur ihre Hände von der Rezeption und ließ die Arme an beiden Seiten des Körpers herabhängen. »So ist das also.«

»Kann ich ihn sprechen?«

»Nein, Monsieur Bloch.«

»Sie brauchen keine Sorgen zu haben, daß es zu spät ist. Ich kann jederzeit zu ihm.«

Madame Cinaire antwortete mit einem spröden Lächeln und mit folgenden, für Bloch enttäuschenden Worten. »Es tut mir leid für Sie, aber der Herr wohnt nicht mehr bei uns.«

»Wie das?«

»Er ist ausgezogen«, erwiderte sie herrisch.

»Wirklich?«

Ihr Mund wurde schmal. »Weshalb sollte ich sie anlügen, Monsieur?«

Bloch lächelte. »Ja, Sie hätten keinen Grund dazu, in der Tat. Nur wundert es mich, daß Monsieur Sinclair abreiste oder auszog, ohne mir etwas zu sagen. Wir waren hier verabredet.«

»Hin und wieder ändert man seine Meinung eben und auch seine Vorsätze.« Sie hüstelte. »Ist sonst noch was, Monsieur Bloch? Ich möchte mich nämlich hinlegen.«

»Ja«, sagte der Abbé, »da ist noch etwas. Wissen Sie, Madame, ich glaube Ihnen nämlich nichts.«

Die Frau trat einen kleinen Schritt zurück. »Was fällt Ihnen ein, mich als Lügnerin zu bezichtigen? Sind Sie von allen guten Geistern verlassen, Monsieur?«

»Nein. Ich war selten so klar im Kopf wie jetzt. Deshalb wiederhole ich den Satz. Ich glaube Ihnen nicht.«

Sie räusperte sich. »Und welchen Grund sollte ich haben, Sie anzulügen?«

»Um den herauszufinden, bleibe ich noch.«

Ihr Blick wurde kalt wie der eines Fischs. »Man soll sich mit Typen, wie Sie es sind, nicht einlassen. Wahrscheinlich wollen Sie etwas ganz anderes. Paris ist gefährlich geworden. Die Unterwelt kocht und dehnt sich immer weiter aus. Auch Menschen, die an sich einen harmlosen Eindruck machen wie Sie, versuchen es immer wieder. Bei mir sind Sie an der falschen Adresse. Ich lasse mich nicht ausrauben!«

Bevor der Abbé sich verteidigen konnte, bewegte sie ihre rechte Hand. Die Frau schob sie unter den Tresen, denn dort lag der Gegenstand, auf den sie sich verlassen konnte.

Etwas Dunkles, Kleines, Rundes glotzte den Abbé plötzlich an. Es war die Mündung einer Pistole.

Er hob nicht die Hände, sondern starrte die Waffe an, die ihm auch keine Furcht einflößte. Etwas anderes war viel wichtiger. Die Pistole gehörte John Sinclair…

***

Ich starrte die Ratte an, sie richtete ihre kleinen Augen auf mich. Sekunden vergingen, in denen ich das Rascheln und Trappern kleiner Füße um den Sarg herum hörte.

Dann ging ein Zucken durch den Körper der Ratte, sie stieß sich ab und hockte im nächsten Augenblick auf dem Sargrand. Dort blieb sie sitzen, putzte sich und schien auf ihre Artgenossen zu warten, die zahlreich den Friedhof bevölkerten.

»Ratten!« hörte ich Suko sprechen. »Verdammt, John, ich kann mir schönere Tierchen vorstellen.«

»Ich auch.«

»Weißt du, weshalb wir für sie plötzlich so interessant geworden sind?«

»Nein, frag Baphometh.«

Unsere Unterhaltung verstummte, weil jeder seine eigenen Probleme hatte, denn es blieb auch bei mir nicht bei der einen Ratte.

Andere Tiere sprangen von außen so hoch, daß sie mit einem Satz über den Sargrand hinwegsetzen konnten.

Sie landeten auf mir.

Das war vielleicht ein Gefühl. Beschreiben konnte man es schlecht. Ich spürte die Körper auf meinen Beinen, an den Füßen, den Oberschenkeln, den Waden, auf dem Bauch und dann auf der Brust.

Sie liefen nicht schnell. Ich spürte jedesmal überdeutlich, wenn sich ihre kleinen Füße bewegten. Sie hockten fett und gierig auf meiner Brust. Sie stanken entsetzlich nach der Kanalisation.

Dort mußten sie auch hergekommen sein, wahrscheinlich angeführt von irgendeinem Dämon oder einer Ratten-Königin, wie ich es auch vor Jahren schon erlebt hatte.

Es wurden immer mehr.

Noch hockten sie nicht auf meinem Gesicht. Da ich die Augen offenhielt, konnte ich erkennen, wie sich die Körper über den Sargrand wuchteten und auf mir landeten.

Der Druck nahm allmählich zu. Wo sie konzentriert hockten, preßten sie mir den Brustkorb zusammen, so daß ich schon Mühe mit der Atmung hatte.

Starr lag ich auf dem Rücken.

Mein Herz hämmerte wie wild. Angst durchflutete mich. Von Ratten angeknabbert zu werden, war nicht gerade das Wahre. Bisher waren sie nur über den Sargrand in der unteren Hälfte gesprungen. Das änderte sich, als die erste Ratte dicht unter dem Kinn auf meinem Hals landete und ihn mit seinem Gewicht zusammenpreßte. Es war ein besonders fettes Exemplar, das widerlich stank.

Es blieb dort hocken, beeinträchtigte meine Atmung, und wenig später konnte ich auch nichts mehr sehen. Zwei Ratten zugleich waren

auf mein Gesicht gesprungen. Sie krallten sich mit ihren Pfoten fest, und ich spürte den harten Druck der Krallen, die in meine Haut drangen.

Ich hatte die Lippen zusammengepreßt. Auf dem Strich, den sie bildeten, stand ein Rattenfuß, so daß ich gezwungen war, durch die Nase zu atmen, was gerade noch klappte.

Zwei weitere Tiere sprangen auf meinen Kopf und klammerten sich in den Haaren fest.

Sie waren jetzt überall.

Auf mir, neben mir. An den Armen, den Beinen, den Füßen. Sie hockten auf dem Magen, der Brust, dem Gesicht, dem Kopf, und wahrscheinlich war ich für einen neben dem Sarg stehenden Menschen nicht zu erkennen. Ich mußte aussehen, wie mit einem grauen Mantel bekleidet.

Es wunderte mich, daß sie noch nicht mit ihrer schrecklichen Arbeit begannen. Sie wartete ab. Es schien mir, als hätten sie irgendeinen Befehl bekommen und würden auf den nächsten warten, um endlich zubeißen zu können.

Der erfolgte nicht.

Unter der Rattenflut lag ich nach wie vor begraben, hörte den eigenen Herzschlag als ein Trommeln in den Ohren und hatte Glück, daß ihr Fell meine Nasenlöcher nicht verstopfte, so daß ich durch sie Luft holen konnte.

Es war wohl Illusion gewesen, auf die vier Wächter zu vertrauen.

Sie taten nämlich nichts. Ich hörte und sah sie nicht, wahrscheinlich wollten sie als stumme Zeugen meinem Ende beiwohnen.

Die Tiere schienen versteinert zu sein, und so etwas hatte ich noch nie erlebt.

Dann geschah doch etwas.

An mein linkes Ohr preßte sich ein Rattenkörper, so daß ich dort nichts hören konnte. Rechts jedoch war es anders. Dieses Ohr lag zum Glück noch frei, und an dieser Seite vernahm ich auch die Schritte.

Jemand ging über den Friedhof und näherte sich uns mit den beiden Särgen.

Gleichzeitig hörte ich einen Pfiff.

Irgendwo in der Ferne war er ausgestoßen worden, denn ich hörte ihn nur schwach. Er galt den Ratten.

So wie sie in den Sarg gesprungen waren, verließen sie ihn auch.

Als springende, wallende, pelzige Masse hechteten sie aus dem offenen Sarg. Es begann wieder bei den Füßen, der Oberkörper lag auch bald frei, zum Schluß erst verließen sie mein Gesicht.

Ich riß weit den Mund auf, spürte Rattendreck an meinen Lippen, spie das Zeug aus, holte tief Luft und spürte auch die kleinen Wunden auf meinem Gesicht.

Aber ich lebte!
Nichts hatte sich verändert. Nach wie vor fielen die Schatten der stummen Wächter von zwei verschiedenen Seiten in den Sarg und damit auch auf meinen Körper.
Aber es gesellte sich ein dritter Schatten hinzu.
Der Mann, dessen Schritte ich vernommen hatte, trat in die Lücke zwischen den beiden Särgen, so daß er von Suko ebenso gesehen werden konnte, wie von mir.
Es war ein alter Bekannter von uns.
Vincent van Akkeren!

***

Er blieb ruhig stehen und glich dabei einer dieser Statuen, aber wir sahen sein Gesicht.
Ein Gesicht, das menschlich war, von der Sonne wohl leicht gebräunt. Van Akkeren hatte etwas an Gewicht verloren. Die Wangen waren nicht mehr so fleischig wie früher. Sein dunkles Haar lag aufgewellt auf dem Kopf und war nach hinten gekämmt worden. Die Arme hielt er vor der Brust verschränkt. Er trug einen langen, elegant wirkenden, dunklen Mantel. In seiner Pose kam er sich vor wie der große Sieger.
Ich ärgerte mich über ihn, war wütend, daß er es überhaupt geschafft hatte, und sprach ihn nicht an.
Anders Suko. »Hallo, van Akkeren, wir haben Sie schon erwartet. Hätten Sie nicht etwas früher kommen können?«
Er lachte, ohne die Lippen zu bewegen. Grusel-Star hatte er sich einmal genannt. So kam er mir auch vor in seiner düsteren Gestalt.
»Du meinst, wegen der Ratten, Gelber?«
»So ist es.«
»Sie gehören nun mal dazu.«
»Seit wann umgeben Sie sich mit den possierlichen Tierchen, van Akkeren? Einmal davon abgesehen, daß Sie für mich eine zweibeinige Ratte sind. Aber das wissen Sie ja selbst.«
»Sie enttäuschen mich, Suko. Ich hatte stets gedacht, daß Menschen wie Sie sich in der Gewalt haben. Diese Verbalinjurien (Beleidigungen) hätte ich aus Ihrem Munde nicht erwartet. Davon einmal ganz abgesehen, ich will gern ihre Frage beantworten. Die Ratten gehören dazu. Nur nicht zu mir, sondern zu einem andern, der sehr mächtig ist, Baphometh.«
»Ein Kind-Dämon!« meldete ich mich.
»Sehr richtig, Geisterjäger.«
»Und den hat man Ihnen vor die Nase gesetzt. Ich hätte mir so etwas nicht gefallen lassen. Wahrscheinlich waren Sie nicht gut genug, da mußte die Hölle zu solchen Mitteln greifen. Sie als Führer der

Baphometh-Clique hier auf Erden hatte wohl keinen Sinn gehabt.«

Er hob den rechten Arm, ballte die Hand zur Faust und drückte sie unter sein Kinn. »Bisher, Sinclair, habe ich von Ihnen einiges gehalten. Das ist nun vorbei. Ihre dummen Worte treffen nicht den Kern des Problems und dienen allein dazu, die eigene Angst zu verdecken. Ich habe Baphometh erwartet. Es gibt keine Konkurrenz zwischen ihm und mir. Wir beide sind gleichberechtigte Partner. Ich werde seine Entwicklung genau beobachten. Wir werden ihm Tempel bauen, wo er verehrt werden kann, und die Gruppe der Templer, die ihn damals verehrt hat, wird sich auch in dieser Zeit finden lassen. Gerade in dieser Zeit, wo Menschen nach neuen Wegen suchen. Baphometh wird einer der großen Führer werden und eine Sekte bilden, die alles in den Schatten stellt, was es bisher gegeben hat. Wußtest du nicht, daß man die Ratten früher, zur Zeit der großen Pest, als die Todesboten bezeichnet hat? Ist dir das nicht bekannt gewesen, Sinclair?« Er verfiel wieder in den vertraulichen Tonfall. »Willst du das abstreiten?«

»Nein.«

»Dann hättest du nicht so dumm zu fragen brauchen. Die Ratten als Todesboten haben dich besucht. Du weißt, was das bedeutet. Sie haben dir angekündigt, daß du nicht überleben wirst, und dein Freund ebenfalls nicht. Unser Netz ist groß. Wir hatten genügend Zeit, es zu spannen, und ihr habt euch darin verfangen.«

»Und wo steckt dein Helfer?« fragte ich.

»Bei den Ratten.«

»Ich habe ihn dort nicht gesehen.«

Van Akkeren lachte. »Baphometh ist großzügig. Er weiß, daß wir uns kennen. Deshalb hat er mir den Vortritt gelassen, so daß ich dich begrüßen konnte.«

»Das hast du getan.«

Er nickte und schaute sich um. Zwischen den beiden wirkte er ein wenig klein, und gerade dieser Anblick brachte mich auf eine Idee.

»Was haben die vier Wächter damit zu tun? Dienen Sie ebenfalls Baphometh?«

»Es sind Templer-Ritter.«

»Das habe ich auch erfahren. Sie lagen in London in der Kapelle. Du wirst dich daran gut erinnern. Nur will ich wissen, welch eine Aufgabe du ihnen zugedacht hast? Reichen nicht die Horror-Reiter zum Schutz des Dämons?«

»Ja und nein. Er soll wissen und auch sehen, daß Vergangenheit nicht tot ist. Daß sie, die Gegenwart und auch die Zukunft einen Kreislauf bilden, in den auch die vier Totenwächter hineingehören. Hast du alles genau verstanden?«

»Sicher, nur nicht begriffen. Ich kann mir nur denken, daß es eine Verbindung zwischen Baphometh und den vier Wächtern geben muß,

und daß diese Allianz lange zurückliegt.«

»So ist es.«

»Und wie ist es gekommen?«

Van Akkeren benutzte als Antwort einen abgedroschenen Satz.

»Du darfst wohl alles essen, Sinclair, aber nicht alles wissen. Dieses Geheimnis wird für immer eines bleiben. Du und dein Freund, ihr nehmt es mit in den Tod.« Er sprach schnell weiter. »Glaub mir, ich hätte dich gern selbst vernichtet, wo du wehrlos vor mir liegst, aber darauf habe ich verzichtet. Ich will es Baphometh überlassen. Er soll euch töten.«

Und das würde bei zwei wehrlosen Männern wie wir es waren, ein Kinderspiel sein. Wir hatten weder die Kraft noch die Chance, uns dagegen aufzubäumen.

Van Akkeren steckte voller Haß. Er würde mit Vergnügen zusehen, wie wir starben.

»Ich wollte euch noch etwas berichten«, fuhr er fort. »Baphometh hat bereits Akzente gesetzt, in dem er zwei Menschen tötete.«

»Die beiden Frauen?« fragte ich.

»Nein, das waren meine Leute. Angemietete Killer, einen von ihnen kennst du.«

»Der mit dem Messer?«

»Sehr richtig. Baphometh hat sich anderer Personen angenommen, die ihn nicht anerkennen wollen. Da gibt es eigentlich nur eine Antwort, Sinclair.«

»Die Templer?«

»So ist es. Baphometh hat sich ihrer angenommen. Er hat sie mit seiner Rattenbande durch die Kanäle gejagt. Der eine verbrannte, der andere wurde von den Tierchen umgebracht.«

»Und Bloch?«

»Steht auf der Liste. Er ist nach euch an der Reihe. Er hat es noch besser, Sinclair. Er lebt etwas länger als ihr. Aber es sind nur Stunden, dann ist er auch aus dem Weg geräumt. Es gibt keinen Fleck auf der Erde, wo er sich vor Baphometh hätte verstecken können. Auch euch würde es nicht gelingen.« Van Akkeren nickte.

»Das hat für eine Erklärung gereicht. Ich werde jetzt den Platz für ihn und seine Freunde freigeben.« Er hob beide Hände an, als wollte er die Sterne anflehen.

»Baphometh, du Herr der Finsternis. Komm und nimm, was dir gehört. Nimm das Leben dieser beiden Feinde…«

Baphometh hörte ihn.

Er kam…

***

Der Abbé starrte auf die Beretta. Die Mündung zeigte auf seine Brust,

doch das interessierte ihn überhaupt nicht. Er hob den Kopf, starrte Madame Cinaire ins Gesicht und fragte mit tonloser Stimme:

»Woher haben Sie die Pistole?«

»Sie lag unter der Rezeption. Ich brauche Sie manchmal, um ungebetene Gäste zu verscheuchen.« Sie nickte dabei. »Und glauben Sie mir, ich habe sie auch eingesetzt.«

»Das könnte ich mir vorstellen«, gab der Abbé zu. »Aber die Waffe gehört Ihnen nicht!«

»Wieso?«

»Sie haben diese Pistole gestohlen.«

»Und wem?«

»John Sinclair!« Bloch erkannte, daß er ins Schwarze getroffen hatte, denn die Frau schrak zusammen. Sie hatte sich schnell wieder in der Gewalt und sprach dagegen.

»Ich weiß nicht, was Sie an diesem Mann gefressen haben. Ich kann Ihnen nur sagen, daß er hier nicht mehr wohnt. Und ich will jetzt, daß Sie verschwinden, klar?«

»Noch nicht.«

»Dann werde ich Sie erschießen.«

»Sie bekommen Schwierigkeiten mit der Polizei, Madame. Verlassen Sie sich darauf.«

»Nicht ich. Es gibt hier eine Art von Notwehr, die anerkannt ist. Ich werde unter Eid aussagen, daß Sie versucht haben, mich auszurauben. Das nimmt man mir ab.«

»Wird man Sie nicht fragen, woher Sie die Waffe haben?«

»Das ist schnell erklärt.«

»Man wird die Beretta untersuchen und sehr schnell feststellen, wem sie gehört hat.«

»Es ist meine!«

»Nein. Sie…«

Madame Cinaire schoß. Der Abbé starrte in die blasse Mündungsflamme und glaubte für einen Moment daran, daß jetzt alles vorbei und das Mündungsfeuer das Auge des Todes war. Aber die Kugel fehlte. Sie wischte an seinem Kopf vorbei, und er spürte den Luftzug noch an der Wange. Hinter ihm hämmerte sie dicht neben der Tür in die Wand.

»Das war ein Warnschuß, Monsieur Bloch. Die nächste Kugel werde ich zwischen ihre Augen setzen.«

»Ich verstehe.«

»Dann verschwinden Sie jetzt besser!«

Bloch holte tief Luft. Er hatte um seine Person keine Angst. Ihm ging es um John Sinclair. Ihm war etwas passiert, man hatte ihn in eine Falle gelockt, und wahrscheinlich spielte diese Frau vor ihm dabei eine entscheidende Rolle.

»Gehen Sie!«

»Jawohl.« Der Abbé drehte sich um. Er beugte seine Schultern nach vorn und machte einen deprimierten, leicht geknickten Eindruck. Hinter sich hörte er die Schritte der Wirtin. Sie ging parallel zur Rezeptionstheke und anschließend durch die Lücke, um an die Vorderseite gelangen zu können.

Bloch schielte über seine Schulter hinweg, doch er sah keine Chance, das Blatt zu wenden. Immer blieb die Mündung der Waffe auf seinen Körper gerichtet.

Er blickte auf die Tür.

Draußen huschte jemand vorbei. Er war wie ein Phantom, und Bloch glaubte, in ihm einen seiner Freunde zu erkennen, war sich aber nicht sicher. Dennoch ging er langsamer.

Die Frau blieb ihm auf den Fersen. »Was überlegen Sie noch?« fragte sie.

»Ich denke über Sie nach.« Bloch blieb stehen.

»Gehen Sie weiter!«

»Ja, ja, natürlich.« Er setzte sich wieder in Bewegung. »Ich denke darüber nach, daß eine Frau wie Sie sich zum Werkzeug schwarzmagischer Kräfte hat machen lassen.«

»Was soll denn dieser Unsinn?« fragte sie laut.

»Sie dienen dem Teufel, Madame.«

»So etwas hat mir noch gefehlt.«

»Wußten Sie das nicht?« Nach den Worten folgte ein Schrei, denn die Wirtin war lautlos an den Abbé herangetreten und hatte ihm die Mündung in den Rücken gerammt.

Bloch taumelte nach vorn. Er stützte sich schon an der Tür ab, und hörte den weiteren Befehl.

»Öffnen!«

Das Heulen eines Motors war selbst durch die verschlossene Tür zu vernehmen.

Bloch kannte das Geräusch.

Das war sein R4!

Er sah den Wagen herankommen. Das Fahrzeug beschrieb auf der schmalen Fahrbahn einen Bogen, so daß es praktisch mit der Kühlerschnauze auf die Glastür zielte.

Fernlicht!

Vor den Augen des Abbés schienen Sonnen zu explodieren. Hinter sich hörte er einen wütenden Schrei, warf sich zur Seite, und dann fielen die Schüsse…

***

Er kam, aber ich sah ihn nicht. Dafür hörte ich ein anderes Geräusch, das auch Suko wahrnahm. Jetzt, wo van Akkeren sich zurückgezogen

hatte, sprach er wieder mit mir.
»John, das sind Hufschläge.«
»Und sie klingen so verdammt hohl.«
Ich hörte meinen Freund atmen. »Hast du den gleichen Gedanken wie ich?«
»AEBA.«
Ich brauchte nichts zu sagen und auch nichts zu erklären. Dieses eine Wort, das für die vier Horror-Reiter stand, reichte völlig aus.
Noch sahen wir sie nicht, aber vor uns, wo die Dunkelheit schwammig lag, wurde sie durch einen rötlichen Feuerschein erhellt.
Er drang aus den halb geöffneten Mäulern der Pferde, auf denen die vier Reiter, schwarz, drohend und unheimlich wie Gespenster hockten.
Sie gehörten zu meinen ältesten Gegnern und hatten bisher alles überstanden. Ich hatte einmal geglaubt, sie aus dem Rennen geschleudert zu haben, aber sie waren wieder erschienen, besonders, als es um die Templer und deren Vergangenheit ging. Da hatten wir erfahren müssen, wie eng die Reiter mit der zweiten Gruppe der Templer verbunden waren.
Sie ritten näher.
Das dumpfe Klopfen der Hufe auf dem weichen Boden hörte sich an wie der Rhythmus des Todes. Sie bewegten sich kaum auf den Rücken der Pferde, saßen da wie Statuen, und auch von ihren Gesichtern war nichts zu erkennen, da sie vor ihren schwarzen Knochenfratzen Visiere trugen.
Auf ihren Brustpanzern leuchteten weiß die Buchstaben, die zusammen das Wort AEBA bildeten. Darauf waren sie stolz. Jeder Buchstabe zeigte den Beginn des Dämonennamens an, der hinter ihnen stand und den Reitern den nötigen Schutz gab.
Sie ließen sich durch nichts aufhalten, ritten nieder, was ihnen im Weg stand, setzten über Büsche hinweg und ebenso über alte Grabsteine. So kamen sie näher, und ich konnte auch sehen, wer sie begleitete.
Baphometh – und die Ratten!
Der Kind-Dämon bewegte sich zwischen den Tieren so sicher, als gehörte er zu ihnen. Er freute sich, ich sah seine langen Arme, die an den Seiten herabhingen und sich im Takt der Schritte bewegten.
Man hatte ihm dunkle Kleidung übergestreift. Der große Kopf fiel auf und besonders die breite Stirn. An der linken und rechten Seite standen die Beulen hervor. Da würden einmal Hörner wachsen.
Schon jetzt zeigte das Kindergesicht einen alten, irgendwie erwachsenen Ausdruck. Vom Widerschein des Feuers wurde er umspielt, als er stehenblieb und auf die Särge schaute.
Baphometh war gekommen, um den ersten Mord zu begehen. Er schlich näher. Dabei senkte er den Kopf, als wollte er über den Boden

schnüffeln. Seine Nase bewegte sich. Sie war knochig und gleichzeitig dick, besaß einen langen Rücken. Die Nasenlöcher kamen mir vor wie kleine Nüstern.

Er blieb dort stehen, wo auch van Akkeren sich aufgehalten hatte.

Dabei starrte er in die Särge, sah uns an, die Blicke glitten scharf wie Messerkanten über unsere Körper, während sich hinter ihm die Ratten in Bewegung setzten und auf ihn zutrippelten.

Die Ratten kündeten den Tod an. Wenn sie kamen, hatten die Menschen keine Chance.

So war schon vor langer Zeit gesprochen worden, und dies sollte sich nun wiederholen.

Wir konnten nichts tun, lagen starr und warteten darauf, was Baphometh mit uns vorhatte.

Er schob sich zuerst an mich heran. Dabei war er kaum größer als das Unterteil des Sargs. Das Gesicht schaute wie die bemalte Hälfte eines Ballons darüber hinweg und wanderte weiter, je mehr er am Sarg vorbeiging. Er hatte die Hände auf den Rand gelegt. Bei jedem Schritt schabten sie darüber hinweg.

Ich hörte das Geräusch, und es ging mir verdammt durch und durch.

Baphometh blieb dort stehen, wo sich auch mein Kopf befand. Er starrte mir ins Gesicht.

Kalt und grausam war der Blick seiner Fischaugen. Der Mund bewegte sich zuckend, eine Hand ballte er zur Faust, bevor er sie über den Sargrand hinwegschob und sie wieder spreizte, als er mich anfaßte.

Von der Gürtelschnalle hoch glitt sie, geriet an meine Brust, und im nächsten Augenblick schnellte sie hoch. Gleichzeitig drang ein kreischender Schrei aus seinem Mund.

Die Reiter wurden unruhig. Sie wollten ihm zu Hilfe, doch er rannte bereits auf sie zu.

Auch van Akkeren erschien wie ein Geist aus dem Hintergrund.

Er packte den Kind-Dämon und hob ihn an. Der zeigte ihm seine Hand.

»Verbrannt!« schrie van Akkeren. »Seine Hand ist verbrannt, Sinclair. Du bist es ihm Schuld.«

Baphometh kreischte wie ein Affe, der nicht in den Käfig wollte, tobte auf van Akkerens Armen und sprang schließlich zu Boden. Er landete zwischen den grauen Rattenkörpern. Die Tiere huschten erschreckt zur Seite und hörten seinen schrillen Pfiff, der auch an meinen Trommelfellen zerrte.

Das Zeichen zum Angriff.

Van Akkeren bestätigte dies mit seinen nächsten Worten. »Wir alle schauen zu, wenn die Ratten euch zernagen, ihr Hunde!«

Und die graue Flut stürmte auf die beiden offenen Särge zu!

***

Bloch landete auf dem Boden. Er verstauchte sich etwas an seiner Schulter, aber er wußte, daß ihn die Kugeln nicht getroffen hatten.

Möglicherweise hatten sie ihm auch nicht gegolten. Jedenfalls war er noch aktiv und wollte es auch bleiben.

Jetzt drehte er sich um die eigene Achse, nutzte den Schwung aus und kam wieder auf die Füße.

Die Frau stand zwischen Tür und Rezeption. Sie hielt Johns Beretta in der Hand und feuerte gegen die Glastür, die von einer blendenden Helligkeit des Fernlichts erfaßt wurde und einen Moment später zersplitterte.

Der R4 raste hindurch.

Es war wie im Film.

Zusammen mit den in den Raum fliegenden Glassplittern drang auch die Kühlerschnauze vor und jagte auf die erschreckt dastehende Frau zu, die nicht mehr schoß.

Der Krach war infernalisch. Er begleitete das Splittern und Bersten. Aus der kleinen Halle wurde ein Tollhaus, und Madame Cinaire kam nicht mehr schnell genug weg.

Der Wagen rammte sie.

Zum Glück hatte der Fahrer auf die Bremse getreten, so daß der Stoß nicht zu heftig war. Die Frau flog zurück. Sie erinnerte an eine Puppe, die schließlich mit dem Hinterkopf gegen das Pult der Rezeption prallte und zusammensackte.

Noch immer fiel Glas aus dem Rahmen, knirschte und splitterte, während der Fahrer die Tür aufstieß und leichenblaß aus dem R4 stieg. »Ich habe keine andere Chance mehr gesehen, Abbé«, verteidigte er sich. »Ich dachte, du würdest erschossen.«

»Schon gut, ich danke dir.« Bloch winkte ab, ging zu Madame Cinaire und wand ihr die Beretta aus den Fingern. Er schlug leicht in ihr Gesicht, aber nach dem zweiten Schlag schon schüttelte er den Kopf und erhob sich sehr langsam und steif.

»Was ist denn?« fragte der Fahrer.

Der Abbé holte tief Luft. »Manchmal geschehen Dinge, die kann man als Strafe des Schicksals bezeichnen.« Er deutete auf die Wirtin.

»Sie hat eine solche Strafe erhalten. Sie ist tot.«

»Wie kommt das? Ich habe sie nicht…«

»Nein, du hast sie nicht überfahren. Sie fiel nur so unglücklich, daß sie sich das Genick brach.« Der Abbé hob die Schultern. »Weißt du, was das bedeutet, Henri?«

»Nein!«

»Daß wir keine Spur mehr zu unserem Freund John Sinclair haben…«

ENDE des ersten Teils